

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 120

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Otto A. Böhrner
Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 120

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 120

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1850-0
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Aus »Das Jesuitenschlößchen« (1985) | 7 |
| Aus »Zeit des schönen Scheins« (1992) | |
| »Man arbeitet sich durchs Leben« | 20 |
| Annette von Droste-Hülshoff | |
| Aus »Sternstunden der Philosophie« (1993) | |
| »Ich bin, wer ich bin.« | 35 |
| Arthur Schopenhauer | |
| Aus »Der Hammer des Herrn« (1994) | 51 |
| Aus »Sternstunden der Literatur« (2003) | |
| Als ein Traum, als ein Schweben | 63 |
| Franz Kafka und das nichtgelebte Leben | |
| Aus »Immer nach Hause. Gedichte (2004) | 73 |
| Aus »Wenn die Eintracht spielt« (2007) | 81 |
| Aus »Reif für die Ewigkeit. Kierkegaard und die Kunst der Selbstfindung« (2013) | 91 |
| Aus »Frei nach Schopenhauer« (2018) | 98 |
| Aus »Auf das, was noch war« (2021) | 120 |
| Nachwort | 135 |
| Bibliografie Otto A. Böhmer | 153 |
| Textnachweise | 164 |

Aus »Das Jesuitenschlößchen«

In dieser Stadt. Man hat mich gerufen, und ich bin gekommen, und ich war schon immer da. Es ist Sommer, irgendein Sommer. Die grünschwarzen Berge, die sich bis an die hochgelegenen Balkone und Dachterrassen der Stadt erstrecken, fangen Wärme auf und schieben sie zurück in die schmalen Straßen, in denen Bächlein dahinplätschern.

Eine mit Drachenkopf geschmückte Brauerei drückt gelbquellende Rauchwolken in den Himmel. Pfiu Teufel. Das Bier schmeckt wie Drachenschwanzsuppe. In dieser Stadt muß man zum Weintrinker werden. Damals, ich rede von damals, war der Wein noch billig. Der Liter wurde einem für zwei Mark achtzig zugeschoben, ungelogen. Heute ist alles anders, nicht nur teurer, anders.

Im Münsterland bin ich irgendwann einmal aufgewachsen. Ich band schwarzweißen Kühen Kilokracher an die Schwänze und verfieng mich in Rosenhecken. Auf den Wiesen spielten wir Fußball, Kuhfladen dienten als Markierung der Tore. Durch dünne Wäldchen sahen wir hinaus zum Himmel. Gräben und Felder, dicke fette Höfe, schweigsame Menschen. Wer mehr als drei Sätze am Tag sagt, die Nacht zählt nicht, gilt als Plaudertasche. Nieder mit den Schwatzbrüdern. Mutig wie ich war, ging ich vom Münsterland direkt nach Münster. Später war ich in Frankfurt und lebte dort in einer haushohen Wohnung. Allein und zu zweit.

Als der Herbst begann, irgendein Herbst, fuhr ich für drei Wochen auf eine Nordseeinsel. Ich lernte eine junge Frau kennen, und was aus uns geworden ist, weiß man nicht so recht. Zurück von der Insel, wieder an Land gesetzt, verloren sich meine Spuren, meine Schlurf- und Schleifspuren. Oder hatte ich nur meine Gedanken verloren? War ich gedankenverloren wie eh und je? Ich kehrte zurück

nach Frankfurt und gab mich zugeknöpft. Keine Rundschreiben, keine Nachrichten. Was aus mir geworden ist, weiß man nicht. Es steht schon lange fest. Vorher aber war ich in dieser Stadt.

Und nachher. Das kam so.

Ich kam zurück. Man hatte mich gerufen. Berufen an die Spitze einer Stiftung, der ich nun vorsitze wie ein harmlos stiller Gewalttäter.

Gewiß, diese Berufung kam überraschend. Ich war damit beschäftigt, meine Gedanken zu ordnen. In Frankfurt wohnte ich noch, atmete die schwere würzige Luft ein, goß Wasserschwälle auf die Blumen am Balkon, ging ab und zu gut essen, seltener und immer seltener ins Waldstadion. Von meiner Wichtigkeit war ich überzeugt, und eigentlich wartete ich nur noch auf den Ruf, der kommen sollte. Manchmal weinte ich wie ein Kostgänger, manchmal erinnerte ich mich an eine Liebe, an das Meer und den Strand, an Dünenberge und Regenstürme, an zutrauliche Kaninchen und an die ziehenden Wolkenfelder über Meer und Land. Ich träumte davon, ein Kind zu haben, und erwachte voller Angst. Was für ein Leben. Jeder konnte mich ersetzen. Wenn das nicht beruhigend war. Als es kalt wurde und der Winter (wieder) nicht kam, nahm ich ein paar uralte philosophische Bücher zur Hand, in denen ich früher schon stolz und ratlos gelesen hatte. Mein Wissen war wie ein kleiner handlicher Sack. In den packte ich meine Ahnungen und warf ihn vom allernächsten Himmel herunter in den Keller. Dunkel ist der und anheimelnd, feucht und ergiebig. Mein Keller. Ohne Geister, ohne Schloß und Riegel, ohne Licht und ohne Lüftung. Mit einem Gitterfensterchen, in das man breite hauseigene Nasen hineindrücken konnte wie überreife Bananen.

Ich ging in den Keller, nachdem ich gelesen hatte, und ich warf einige blasse Ahnungen ab in der äußeren Ecke. Vom Keller schlurfte ich zurück in die hohe Wohnung. Wind

rüttelte am Haus, und ich las und schlief ein wie ein erschöpfter Gesundheitsbeter.
Am nächsten Tag war ein Brief im Kasten. Aus dieser Stadt.

Sehr geehrter Herr Dr. Hölzenbein, las ich, auf Empfehlung von Herrn Dr. Gönnewein möchten wir hiermit die Anfrage an Sie richten, ob Sie bereit wären, den Vorsitz der Johann-Philipp-Hobbemaar-Stiftung zu übernehmen, die, wie Sie sicher wissen werden, seit mehr als einem Jahr besteht und sich (u. a.) die Aufgabe gestellt hat, die Literatur im allgemeinen und den literarischen Nachwuchs im besonderen zu fördern; – seit unserer letzten Vorstandssitzung gilt im übrigen, daß diese Förderungsmaßnahmen auch auf den Gesamtbereich der schönen Künste überhaupt ausgedehnt werden sollen.

Für den Vorsitz unserer Stiftung wurden Sie uns, wie gesagt, von Herrn Dr. Gönnewein empfohlen, der uns des öfteren versicherte, es gäbe keinen ausgewieseneren Kenner der Arbeit des literarischen Nachwuchses in unserem Lande als Sie.

Als durchaus positiv – in einer Zeit überschießender Mitteilungssucht – erschien uns auch Dr. Gönneweins Hinweis darauf, daß im Verzeichnis lieferbarer Bücher nur ein einziger Titel von Ihnen genannt wird (der Gedichtband *Jahressommer*, von dem in drei Jahren, wie wir erfahren haben, 15 Exemplare verkauft worden sind).

Sie haben sich dadurch nicht beirren lassen. Könnte es also sein, verehrter Herr Dr. Hölzenbein, daß Sie der richtige Mann für uns sind, – der rechte Mann am rechten Ort? Gerne würden wir ein Gespräch mit Ihnen darüber führen.

Wir verbleiben hochachtungsvoll und mit freundlichen Grüßen –

i. A. Dr. Adolf Schaar-Wenzel

Jetzt hatte ich es schwarz auf weiß: Man kannte mich, man schätzte mich. Mein Schweigen schien sich auszuzahlen.

Diese Stiftung war mir ein Begriff. Ich kannte sie nicht.

Der Name Dr. Gönnewein allerdings kam mir bekannt vor, und einen Mann, der Dr. Adolf Schaar-Wenzel hieß, wollte ich, gerade fiel mir das ein, eigentlich schon immer mal kennenlernen.

Ich fühlte mich geehrt und ich durfte es dabei belassen. Auf dem Bett liegend, dachte ich nach. Nachdem ich eingeschlafen und wieder aufgewacht war, beschloß ich, meiner Zukunft nicht länger im Wege zu stehen. Was für ein schönes Gefühl, gebraucht zu werden. Ich ging zu meinem Bücherregal, in dem ich einen Karton Landwein (mit drei Liter Inhalt) als Buchstütze aufgestellt hatte. Aus diesem Karton konnte ich mir einen recht herben Wein direkt ins Glas zapfen und dabei den Blick über die Bücher schweifen lassen, die ich noch nicht gelesen hatte. Warum auch. Es gibt schließlich eine Form von Belesenheit, die über das Lesen schon längst hinaus ist. (Daß Bücher inzwischen auch zur Wärmedämmung eingesetzt werden, ist im übrigen nicht ein weiteres Zeichen kulturellen Verfalls, sondern eine Chance für Buchhandel und Verlage.)

Ich trank einige Gläser Landwein. Dann kamen aus dem Zapfhahn nur noch rote Tropfen. Ich würde mir morgen schon oder gleich einen neuen Karton Wein kaufen müssen, und ich wurde traurig und zuversichtlich.

Der literarische Nachwuchs. Ich kannte ihn. Eine zeitlose Figur wie ich ist bestens geeignet, dem literarischen Nachwuchs Orientierungen zuzublasen. Von Moden und Trends bin ich unberührt. Wenn ich lesen würde, kämen mir die *Bekenntnisse* des Augustinus genauso recht wie *Erkenntnishunger I*, das Kultbuch der Saison. Es ist eine Art Unbestechlichkeit, die mich auszeichnet. Und das hat man jetzt erkannt. Endlich.

In meiner hohen Wohnung gehe ich auf und ab. Das habe ich schon immer gemacht. Durch die Fenster fällt graubuntes Abendlicht. Ein Tag geht, ein Tag kommt. Dazwischen die vielen dumpfen dumpfen Nächte. Da kein Landwein mehr da ist, trinke ich aus einem winzigen Glas Sherry. Ich erinnere mich. An eine Liebe am Meer, die wieder an Land gesetzt Schwierigkeiten bekam.

Mit jeder Liebe, die abfällt von dir, erwacht dein Knisterherz zu neuem Leben.

Diese mißglückte Zeit hatte ich einmal gedichtet, vor Jahrzehnten, als ich noch Gedichte machte wie ein Feldgänger der beinscharfen Gräser. Niemand hat es mir gedankt, daß ich einsichtig war und die meisten Gedichte unvollendet ließ. So auch das mit dem Knisterherz.

Ich erinnere mich an die Regenschürme über der Insel im Meer. Wir lagen im Bett, und das riedgedeckte Dach zitterte, und kleine Wasserfälle liefen an den Fenstern herunter. Damals regnete es noch, und ich war glücklich. Sagt mir (selten genug) die alte Frau Erinnerung. Jaja.

Ich würde diesen Abend noch ungestört verbringen. Allein in meiner Wohnung auf- und abgehen. Die schmeichelhaften Gedanken kommen lassen. Die Angst und eine bange Vorfreude zuschütten. Mit Sherry. Nein, der ist mir zu süß. Mir fällt ein, daß ich noch Pfälzer Landwein im Kühlschrank habe. Pfälzer Landwein in 1-Liter-Kartons. (An dieser Stelle sei beiläufig erwähnt, daß ich irgendwann einmal ein Theaterstück schreiben wollte, in dessen Mittelpunkt ein Kartonwein-Vertreter steht, der sich überaus souverän gegen die zahllosen Anfeindungen seiner Umwelt zu behaupten weiß. Am Ende dieses von mir nie geschriebenen Stücks tritt der Kartonwein seinen Siegeszug rund um die Welt an, und der Hauptwidersacher des Kartonwein-Vertreters, ein Reisender, der die neuen Kompakt-Schallplatten verhökert, die es in spätestens drei Jah-

ren überall geben wird, stirbt vor Übermüdung beim fünften Versuch, den großen und vielbesprochenen Roman *Langsame Einkehr* zu Ende zu lesen.)

Ich hole mir meinen Pfälzer Landwein im grünen Karton. Meine Genügsamkeit ist beachtlich. Ich brauche nicht viel, um glücklich zu sein. Ich bin nicht glücklich.

In diese Stadt wollte ich zurück. Das hatte ich zumindest immer behauptet. Es gab Freunde dort, die mit einem Lächeln einschliefen, wenn ich etwas von mir erzählte. Über Jahrzehnte hinweg waren wir vertraut miteinander. Sowa hält sich, sowa zehrt. Alle würden sich freuen, wenn ich in diese Stadt zurückkehrte. Meine Freunde mochten mich. Das war ein schönes Gefühl. Ich mochte mich auch.

Der Kartonwein schmeckte nach Karton, und meine hohe Wohnung kam mir auf einmal vor wie ein uralter langer Schlauch. Hoch oben am Himmel dröhnten die Flugzeuge. Wenn ein Auto vorbeifuhr, ächzten die Fenster. Eigentlich gefiel es mir in Frankfurt. Aber ich mußte hier weg. Dieser ständige Lärm draußen vor den Fenstern und diese Stille in mir drin. Ich mußte hier weg; wenn mir nur einer den Umzug abnehmen würde. Am besten wäre es, wenn die Stiftung für die Umzugskosten aufkäme. Dann könnte ich einen unverschämt teuren Spediteur damit beauftragen, meine Siebensachen in diese Stadt zu schaffen. Auf einer Kiste sitzend, würde ich gelassen den Transportbemühungen der Möbelpacker zusehen, die ich zuvor mit einigen Kästen Bier gefügig gemacht hätte.

Ich war zu allem entschlossen. Für einige Minuten ließ mich eine kaum zu bändigende Tatkraft erzittern. Ich beruhigte mich und schenkte Kartonwein nach. Müde war ich; wer wachsam blieb wie ich, dem konnte nicht verborgen bleiben, daß wesentliche Entscheidungen für ihn getroffen wurden. Das Leben wird immer bequemer. Auch die Entscheidungen werden einem schon abgenommen. Eines Tages muß man wirklich nur noch leben.

Ich ging zu Bett. Das hatte ich mir angewöhnt. Morgen würde ich in dieser Stadt anrufen. Ich war bereit, Ernst zu machen.

Ja, guten Morgen. Hier ist Hölzenbein in Frankfurt.
Guten Tag.

Könnte ich bitte Herrn Schaar-Wenzel sprechen.
In welcher Angelegenheit?

Er weiß schon Bescheid. Hölzenbein in Frankfurt.

Einen Moment, ich verbinde.

Danke.

Ja bitte?

Hier ist Hölzenbein. Herr Schaar-Wenzel?

Ja doch.

Hölzenbein in Frankfurt. Sie hatten mir geschrieben.

Fein. Wollen Sie kommen?

Ja. Wann paßt es Ihnen?

Immer.

Wie wär's mit Mittwoch?

Ist mir recht. Ich hab Zeit.

Sie wissen, wo wir zu Hause sind?

Die Stiftung?

Oben auf der Höhe. Im Jesuitenschlößchen. Das finden Sie leicht. Also dann bis Mittwoch. Kommen Sie, und wir werden ganz für Sie da sein. Auf Wiedersehn, Herr Hölzenberger.

Hölzenbein. Also dann bis Mittwoch. Auf Wiederhören, Herr Gönnebier.

Der Weg ging jetzt in einer langen Geraden über eine sanft geschwungene Anhöhe, hinter der, soweit ich mich erinnerte, das Jesuitenschlößchen liegen mußte. Auf einmal fühlte ich mich unsicher, unpäßlich häßlich, indisponiert, wortlos leer, verraten und noch nicht verkauft. Jetzt

komme ich, sagte ich laut. Meine Stimme klang wie die eines aufsässigen Hohlraumgurglers. Wenn man mich fragte, würde ich heftig nicken. Oder den Kopf schütteln. Alle Anwesenden anstarren. Die Festigkeit meines Blicks. Niemand wußte, was ich vorhatte. Ich auch nicht. Das mußte mir eigentlich Aufmunterung genug sein.

Da lag das Jesuitenschlößchen. Komisch, es sah ganz anders aus, als ich es in Erinnerung hatte. Was ich jetzt sah, war ein eher mickriges Gebäude. Zur Linken eine große Terrasse. Das Gartenlokal. Tische und Stühle, umher-schwirrende Wespen, trinkende, schwitzende, eisfressende Menschen, humpelnde Kellner. Kinder. Mindestens acht ungezogene Kinder. Das Gartenlokal sah aus wie eine spätmittelalterliche Flachdachburg. Dahinter das Hauptgebäude, eine von drei Bäumen umstandene Wohn- und Residierstallung, die Fenster wie große tote Augen. Da wohnte doch keiner mehr, kein Knecht, kein Chauffeur, kein Gärtner, und die Familie des allerletzten Deichgrafen war schon vor Generationen fein säuberlich ausgestorben. In dieser Trutz- und Putzhütte sollte eine Stiftung untergebracht sein. Kaum zu glauben. Vielleicht war dies gar nicht das Jesuitenschlößchen, sondern eine Wagenburg des Opus dei, ein Wegwerfeschlößchen für bedächtig hantierende Filmgesellschaften und philosophische Regionalzirkel mit Überblickssatzung und kontinuierlichem Weinverbrauch. Alle Menschen, Nager und Säuger nach Hause, sagte ich laut und drohend. Und krächzend.

Je näher man an Gartenlokal und Jesuitenanwesen heranrückte, desto mehr mußte man sich zwischen wahllos im Gelände herumgeparkten Klein- und Protzautos seinen Weg bahnen. Von der Terrasse hörte ich es laut schmatzen. Einer rülpste. Ein Glas fiel runter. Saubande. Ich ging auf das Hauptgebäude zu, ließ das Gartenlokal links liegen, obwohl mir in diesem Moment wieder ein unmenschlicher Durst zusetzte. Unter den drei Bäumen war es kühl, der Lärm von der Terrasse kaum noch zu hören.

Tote Hose, totes Haus. Immerhin gab es eine Eingangstür und eine protzige Klingel, unter der stand ›J.-Ph.-H.-Stiftung‹ und ›Lorenz Amalfo-Crossi, Maler (2x)‹. Ich drückte auf den Klingelknopf. Einmal. Nichts rührte sich. Ich klingelte zweimal. Was für ein Geräusch. Es hörte sich an, als ließe jemand im Keller kurze heiße Signalfürze nach oben steigen. Ich versuchte die Tür aufzumachen. Verschlossen. Vielleicht machte man bei dieser Stiftung pünktlich Feierabend. Wenn nicht, würde ich mich dafür einsetzen. Ich blickte auf meine Armbanduhr. Ich war nicht zu spät und nicht zu früh. Aber es schien keinen zu geben, der mich erwartete. Ich klingelte wieder, rüttelte ratlos an der Tür. Auf einmal hörte ich innen Schritte, schlurfende Schritte. Jemand fingerte an einem Schlüsselbund, brummelte, seufzte. Die Tür wurde aufgeschlossen.

Ich komm nicht raus. Vor mir stand ein Mann, der siebzig oder fünfundzwanzig Jahre alt sein konnte. Dunkle, mit grauen Strähnen durchwirkte Haare standen ihm auf dem Kopf wie eine gut festgezurrte Spreizhaube. Darunter ein längliches Gesicht mit Bussardnase und vierhundert Falten, das von einem Vollbart bekränzt wurde, der dazu geschaffen schien, die Teller abzuwischen, nach jeder Mahlzeit. Aber einen schönen Mund hatte der Mann, den schönen Mund eines noch jungen Mannes, der sich immer beim Sprechen geschont, die Kräfte eingeteilt hatte.

Ich komm nicht raus, wiederholte der Mann.

Sie sollen auch gar nicht raus kommen, sagte ich, denn ich will rein.

Wollen Sie zur Stiftung?

Ja, wenn es die hier überhaupt gibt.

Doch, doch. Die hocken alle hinten im Garten und saufen sich die Hucke voll, sagte der Mann.

Was saufen sie denn, fragte ich und leckte mir die ausgedörrten, wie mit winzigschmalen Sandgräben durchzogenen Lippen. Wein? Bier? Schnaps? Oder nur bitzelsaures Mineralwasser?

Alles, die saufen alles. Diese Stiftung ist ein einziges großes Getränkelager. Ohne Auslieferung.

Hört sich vielversprechend an, sagte ich. Hätten Sie die Güte, mir den Weg in jenen Getränkegarten zu zeigen?

Treten Sie in meine Fußstapfen, sagte der Mann. Ich heiße übrigens Lorenz Amalfo-Crossi.

Sind Sie der bekannte Maler? Der Mann, der so viele großartige Bilder gemalt hat, Bilder, die in den Ausstellungsräumen von Castrop-Rauxel bis Bad Salzuflen gezeigt werden, in den Museen zwischen Otterndorf, Schlangenbad und Katzenhausen, der berühmte Alfons Grandolfo-Prassi? Ich heiße, das soll nicht unerwähnt bleiben, Bernd Hölzenbein.

Ich darf meinen Namen wiederholen, sagte der Mann, Lorenz Amalfo-Crossi. Und berühmt bin ich nicht, und meine Bilder hängen nirgendwo, denn ich bin zwar Maler, aber ich male nicht.

Das klingt einleuchtend, sagte ich, nur über diese Gestalten kann man noch reden, die Maler, die nicht malen, und die Dichter, die nicht dichten. Auch die Musiker –

Aber Sie – der Mann stieß einen langen dünnen Zeigefinger auf meine Nase zu – Sie kenne ich. Holzmann, Bodo Holzmann, jener bekannte Erfinder des Laufstalls für Erwachsene und der literarischen Schweigepflicht, Bruno Holzhausen, der auch als erster jenes Holz entdeckte, das zuhauf nur vor ganz bestimmten Hütten liegt.

Sehr witzig, sagte ich, in der Tat sehr witzig, ich glaube, wir verstehen uns. Ich streckte ihm meine rechte Hand entgegen, und er drückte sie wie ein Kneteisen.

Wir standen in einem recht düsteren Flur. Muffig roch es und nach Weihrauchspray. Am Ende des Flurs stand ein Lichtstrahl wie aufgesteckt in den Boden.

Folge mir, mein Sohn, sagte Lorenz Amalfo-Crossi. Wir kamen an drei oder vier Zimmern vorbei, die alle offenstanden und irgendwie gleich aussahen, in der Mitte des Raumes jeweils ein dicker Schreibtisch mit unbequem aussehendem Stuhl dahinter, Bücherregale an den Wänden und wahllos verstreute Manuskript- und Papierstapel; alle Fenster waren verhängt. Ich blieb vor einer Tür stehen und studierte das Namensschild. Dr. Adolf Schaar-Wenzel, las ich, und mir wurde wieder ganz anders. Auf einmal hatte ich Angst und auch Heimweh, und eine Hoffnung stieg in mir hoch, die wehtat wie der alltägliche Sehnsuchtsschmerz.

Das ist die größte Pflaume hier, sagte Amalfo-Crossi und deutete auf das Namensschild. Bist du der neue Vorsitzende?

Wenn sie mich nehmen, sagte ich, aber in diesem Muffkabuff möchte ich eigentlich gar nicht arbeiten.

Du sollst ja nicht arbeiten, sondern nur sitzen, vorsitzen. Und die nehmen dich, das kannst du mir glauben. Ich jedenfalls würde dich nehmen, wenn ich eine Stiftung wär.

Danke, sagte ich, das zu hören ist wichtig und tut unendlich gut. Am Ende des Flurs ging linker Hand eine teppichbelegte Treppe ab.

Da oben wohn ich, sagte Amalfo-Crossi, und da kriegt mich keiner weg.

Wieso, wer will dich denn weghaben?

Die Stiftung. Der gehört meine Wohnung, und sie klagt jetzt auf Eigenbedarf.

Ich werde dieser seltsamen sogenannten Stiftung die Flügel stutzen, sagte ich. Eigenbedarf, wenn ich sowas schon höre. Ein Mann wie ich kommt da zur rechten Zeit, denn ich wirke wie immer anregend und dämpfend zugleich.

Ich weiß nicht, ob du da was machen kannst. Wenn die Stiftung meine Wohnung braucht, wer könnte ihr das Gegenteil beweisen.

Die Stiftung braucht deine Wohnung nicht, sagte ich, das ruft dir hier und jetzt der zukünftige Vorsitzende zu.

Hoffentlich bleibt dein Ruf nicht ungehört. Wenn du erst mal hier bist, mußt du mich besuchen.

Jeden Tag, sagte ich, jeden Tag steige ich dir unters Dach. Wir standen vor einer großen Tür, die zur Hälfte von einem bräunlichen Vorhang bedeckt wurde. Dieser kackfarbene Riesenstoffhänger kommt raus, sagte ich. Wir werden ihn im Garten verwenden.

In den Garten kommen wir jetzt, sagte Amalfo-Crossi. Das ist der mit Abstand schönste Teil des gesamten Anwesens und nur den wenigsten bekannt.

Die Tür führte ins Freie, und wir standen auf einer Terrasse, zu der sich ein Garten hochzog, ein wilder Garten, mit Sonnenblumen, gebeugten Bäumen, grünen Nischen, mit hohem Gras und einem kreisrunden Tümpel. Eine milchweiße Helle lag über allem, müde Vögel zwitscherten und nahbei tuschelten Stimmen, so als sei irgendwo zwischen den Bäumen eine Verschwörung emeritierter Gärtner im Gange. Von der Terrasse aus sah man über den Garten hinweg in ein mir unbekanntes Land; auf einmal war die Sicht klar wie nie, der Dunst hatte sich verzogen, was für ein Streifenlicht, und ich sah ein Tal; kleine bucklige Waldkuppen, wie eingedrückt daliegende Kahlflächen, dahinter in unmittelbar zureichender Ferne die hohen schwarzen Berge und zur Rechten, ganz vorne, zugeschoben auf die letzte Baumgruppe des Gartens, ein Hügel.

Das ist ja toll hier, sagte ich, warum hat mir denn nie einer was davon erzählt, daß es diesen Garten gibt; dieses Land dahinter. Wenn man die Fassade kennt, glaubt man gar nicht, daß hinter dem Jesuitenschlößchen eine solche Traumstatt liegt; angefügt und zugeschoben aus einer andren Welt.

Was meinst du wohl, warum ich hier wohne, sagte Amalfo-Crossi, doch nicht wegen dem lächerlichen

Schlößchen. Nein, nur wegen dem Garten. Seit zehn Jahren wohn ich hier, und noch immer kommt es mir vor, als gebe es ihn gar nicht wirklich, diesen Garten. Aber die Stimmen da unten, die du hörst, die sind echt; da hocken nämlich die Herrschaften von der Stiftung.

Wo hocken die, fragte ich.

Siehst du links die querstehende Baumgruppe, in der sitzt man und wartet auf dich.

Was, die hocken in den Bäumen?

Sei nicht so pingelig. Diese Baumgruppe ist wie eine Allzweckklaube, und unter den Bäumen steht ein langer Tisch, auf dem stehen viele Flaschen und Gläser, und um den Tisch herum hocken die andern Flaschen, die Flaschen von der Stiftung. Ein Stuhl ist noch frei, und auf den wirst du dich gleich setzen. Ich nehme an, daß du den Weg jetzt alleine findest, denn ich möchte mich diskret zurückziehen. Mit den Gestalten von der Stiftung möchte ich bis auf weiteres nichts zu tun haben.

Wenn ich meine Amtszeit hier antrete, wird alles anders, sagte ich. Ich werde dich als ehrenamtlichen Berater verpflichten. Im übrigen: Heißt du eigentlich wirklich Amalfo-Crossi?

Nein. Lorenz heiße ich und mit bürgerlichem Namen Schulze-Osthoff.

Aus Westfalen, rief ich. Du kommst aus Westfalen. Ich werde dich nicht zum ehrenamtlichen Berater berufen, sondern zum hochbezahlten Einflüsterer. Wer aus Westfalen kommt und Schulze-Osthoff heißt und sich Amalfo-Crossi nennt und Maler ist und nicht malt, hat seine Qualifikation allein dadurch schon mehr als ausreichend unter Beweis gestellt.

Mach's gut, sagte Amalfo-Crossi, ich verzieh mich jetzt.

Aus »Zeit des schönen Scheins«

»Man arbeitet sich durchs Leben«
Annette von Droste-Hülshoff (Meersburg
1841/1842)

An einem strahlenden Herbsttag im Jahre 1841 erreichte die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in Begleitung ihrer älteren Schwester Jenny und deren Töchter Hildegard und Hildegunde Meersburg am Bodensee. Die Fahrt war lang und mühsam gewesen, aber nun stand die Ankunft ebenso wie die Erwartung, die sich die Dichterin gab, in einem Licht, das den Himmel hell machte und den See leuchten ließ. Der Reisewagen rumpelte zum alten Schloß empor, wo der Hausherr Joseph von Laßberg, ein rüstiger Greis von mehr als siebenzig Jahren, bereits wartete. Laßberg, aus österreichischem Adel stammend, renommierter Philologe und sanftmütig-kausiger Privatgelehrter, der auch unter dem Namen Sepp von Eppishusen publizierte, hatte Jenny von Droste-Hülshoff im Oktober 1834 geheiratet und war mit ihr nach Süden gezogen – zunächst auf sein Anwesen im Kanton Thurgau, später dann in das alte Meersburger Schloß, das er, wie er stolz vermerkte, »unerhört günstig erstehen durfte«. Hier nun würde die Dichterin, deren Verse Laßberg nicht sonderlich schätzte, die nächsten Monate zubringen; man hatte ihr ein Turmzimmer hergerichtet, das mit einer grandiosen Aussicht aufwarten konnte. Grünschimierend erstreckte sich der See, von scheinbar winzigen Wellen durchzogen; am anderen Ufer, hinter blauen Hügeln ansteigend, ragten die Alpen empor, schneebedeckt und sicher in der klaren Herbstluft. Der mächtige Höhenzug im Vordergrund war der Säntis, den die Droste schon 1836, von Schweizer Seite aus, bewundert und im Gedicht angesprochen hatte ...

»O du mein ernst gewalt'ger Greis,/ Mein Säntis mit der
Locke weiß!/ In Felsenblöcke eingemauert,/ Von Schnee-
gestöber überschauert,/ In Eisespanzer eingeschnürt:/ Wie
dich schaudert, wie dich friert/... Wenn ich an einem
schönen Tag/ Der Mittagsstunde habe acht,/ Und lehne
unter meinem Baum/ So mitten in der Trauben Pracht:/
– Wenn die Zeitlose übers Tal/ Den amethystnen Teppich
webt,/ Auf dem der letzte Schmetterling/ So schillernd wie
der früheste bebt:/ Dann denk' ich wenig drüber nach,/
Wie's nun verkümmert Tag für Tag,/ Und kann mit halb-
verschlossnem Blick/ Vom Lenze träumen und vom
Glück./ Du mit dem frischgefallnen Schnee, / Du tust mir
in den Augen weh!/ Willst uns den Winter schon berei-
ten:/ Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,/
Und bald, bald wälzt er sich herab/ Von dir, o Säntis! ödes
Grab!«

Annette von Droste-Hülshoff, zum ersten Male auf der
Meersburg, atmete auf. Der Säntis, der vor einem großen
Himmel stand, erschien ihr nun nicht mehr als »ernst ge-
walt'ger Greis«, als Schneegrab des unbekanntnen Leben-
den und seiner bescheidenen Hoffnungen, sondern wie
ein Vertrauter, der über den See herübergrüßte in anrüh-
render Verlässlichkeit. Aus der Ferne bewachte er die poe-
tische Welt, die sie sich aufzubauen gedachte. Es kam ihr
vor, als wäre sie aus dem Münsterland, der geliebten Hei-
mat, herbeigebracht worden, um ein ihr zugemutetes
Glück zu erzwingen. Das öde, wenn auch letztlich nicht
unzweckmäßige Gleichmaß der Vergangenheit war aufge-
brochen; in der Gegenwart lag die Zukunft, an die sie
Hoffnungen richtete, die nicht ganz unproblematisch wa-
ren. Auch die Gesundheit der Dichterin, sonst stets ange-
griffen, mochte sich dieser Erwartungshaltung nicht ver-
schließen; die Droste fühlte sich wohler; sie ermüdete
nicht mehr so leicht, ihr Husten ließ nach, und der frische
Wind, der aus den Bergen kam und über den See strich,

wehte ihr innige Gedanken zu, die sie sich zuvor hartnäckig verboten hatte. Es schien sicher, daß auch er kommen würde: Levin Schücking, der Freund und Vertraute aus dem Münsterland, den sie auf ihre Art liebte; dem jungen, gutaussehenden Mann, der immerhin siebzehn Jahre jünger war als sie und dessen freundliches Auftreten allseits gelobt wurde, hatte sie sich zugewandt wie eine leidenschaftsgefährdete Mutter dem Sohn; – eine Liebe wie diese mußte, über Alters- und Standesunterschiede hinweg, im Rahmen gewohnter Verhaltensmuster legitimiert werden, um als noch zulässig gelten zu können. Der Freund also, »das Kind«, wie sie ihn gerne nannte, würde kommen; sie selbst hatte dies, mit ein wenig List, in die Wege geleitet, indem sie ihren Schwager beschwatzte, den literaturbeflissenen und nicht unbegabten Schücking für einige Zeit als Bibliothekar auf der Meersburg zu beschäftigen. Laßberg, weltfremd einerseits, aber auch eitel, wenn es um seine angesammelten Wissensschätze ging, hatte eingewilligt; er würde den jungen Mann, dessen Qualitäten die Schwägerin mit leuchtenden Augen rühmte, in seine Dienste nehmen, obwohl es zuvor auch ohne Bibliothekar gegangen war. An mehr dachte er nicht; die Dichterin jedoch war in Wunschvorstellungen befangen, von denen sie tunlichst zu schweigen hatte; es war besser so und bedeutete nichts anderes als das wiederkehrende, angeblich sehr freie Spiel der Gedanken im Kopf. Gelegentlich gaben sich die im Tagtraum aufkommenden Bilder hartnäckig genug, um noch in die Mondnächte mit hinzuzugeraten, – wenn es auf der Meersburg ohnehin zuinging wie in einem uralten unheimlichen Schloß; – Türen knarrten, der Wind heulte, und kettenbeschwerte Gespenster schlurften die Gänge entlang. Die Dichterin lag dann oft wach, aber da sie guten Willens war, sich nicht zu ängstigen, gelang es ihr, das seltsame Treiben wie einen Spaß zu registrieren, von dem sie im Gedicht erzählte,

als ob sie selbst schon zum Geist unter Geistern geworden wäre...

»Auf der Burg haus' ich am Berge,/ Unter mir der blaue See,/ Höre nächtlich Koboldzwerge,/ Täglich Adler aus der Höh',/ Und die grauen Ahnenbilder/ Sind mir Stubenkameraden,/ Wappentruh' und Eisenschilder/ Sofa mir und Kleiderladen. – Schreit' ich über die Terrasse/ Wie ein Geist am Runenstein,/ Sehe unter mir die blasse/ Alte Stadt im Mondenschein,/ Und am Walle pfeift es weidlich,/ Sind es Käuze oder Knaben?/ Ist mir selber oft nicht deutlich,/ Ob ich lebend, ob begraben! – Mir gegenüber gähnt die Halle,/ Grauen Tores, hohl und lang,/ Drin mit wunderlichem Schalle/ Langsam dröhnt ein schwerer Gang;/ Mir zur Seite Riegelzüge,/ Ha, ich öffne, laß die Lampe/ Scheinen auf der Wendelstiege/ Lose modergrüne Rampe,/ – Die mich lockt wie ein Verhängnis,/ Zu dem unbekanntem Grund;/ Ob ein Brunnen? ob Gefängnis?/ Keinem Lebenden ist's kund;/ Denn zerfallen sind die Stufen,/ Und der Steinwurf hat nicht Bahn,/ Doch als ich hinab gerufen,/ Donnert's fort wie ein Orkan./ – Ja, wird mir nicht baldigst fade/ Dieses Schlosses Romantik,/ In den Trümmern, ohne Gnade,/ Brech' ich Glieder und Genick;/ Denn, wie trotzig sich die Düne/ Mag am flachen Strande heben,/ Fühl' ich stark mich wie ein Hüne,/ Von Zerfallendem umgeben.«

Leicht unheimlich war auch die Nacht, in der Schücking Anfang Oktober 1841 auf der Meersburg eintraf. Er hatte sich verspätet, war von einem Sturm, der sich vom See her an Land warf und die Gemäuer der Burg ächzen ließ, aufgehalten worden, so daß eigentlich keiner im Schloß mehr mit dem Hilfsbibliothekar rechnete. Laßberg, der auch als belesener Senior noch vorzüglich schlief, reagierte etwas ungehalten ob der späten Störung und ließ den jungen Mann, der erschöpft und verlegen wirkte, auf sein Zimmer bringen, das sich im Südwestturm der Burg befand.

Zuvor aber hatte man noch die Dichterin, die im Nordostturm wohnte, vom überraschenden Eintreffen ihres Freundes in Kenntnis gesetzt, und sie »kam«, erinnerte sich Schücking später in seinem »Lebensrückblick«, »schweratmend, wie immer, wenn es galt, Treppen zu ersteigen, aus ihren Gemächern herüber«. Am nächsten Morgen aber waren alle Wolken weggefegt; die Sonne strahlte vom Himmel, und der See glänzte. Schücking stand auf der Turmhöhe und staunte; er sah das Land zu seinen Füßen, das Wasser, die fernen nahen Berge, und er kam sich vor, so notierte er später, »wie in einem schönen Wachtraum befangen«. Die Ängste, die er noch hatte, wurden ihm bald genommen; Laßberg nämlich, ausgeschlafen und bereit, die Kammern seiner Gelehrsamkeit zu öffnen, führte den jungen Mann ausgesprochen freundlich in seine Arbeit ein. Schückings Aufgaben waren vielfältig: Er mußte katalogisieren und ordnen, er hatte altfranzösische Handschriften zu übersetzen, und er sollte sich systematische Gedanken über ein neues Archivierungssystem machen, das die philologische Tätigkeit des Schloßherrn von Grund auf erleichtern konnte. Laßberg fand seinen neuen Bibliothekar anstellig; die wohlgesetzten Worte, mit denen dieser, ein ums andere Mal, die Kostbarkeiten der Bibliothek zu rühmen wußte, schmeichelten ihm, und er zeigte sich erkenntlich, indem er den jungen Mann schon bald selbständig arbeiten ließ. Schücking, dem noch die Nachwehen eines verquält und erfolglos absolvierten Jurastudiums anhängen, lebte auf, ja, er ließ sich von seinem neuen Tätigkeitsfeld förmlich enthusiastisieren; – zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich gebraucht. Auf der längst Buch gewordenen Bühne des Wissens spielte er den Hausmeister, der für die Ordnung des Verfügbaren sorgte; der Dienst, den er tat, war mehr als nützlich, und die freie Zeit, die man ihm gab, gehörte dem schönen Schein, für den die eindruckliche Natur ebenso verantwortlich war wie das Zusammensein

mit der Freundin... In einem Brief an ihre Vertraute Elise Rüdiger berichtete Annette von Droste-Hülshoff: »Die vielen seltenen Bücher machen ihm große Freude, und die Gegend, der Bodensee, die Alpen, die alte Burg mit ihren Türmen, Wendelstiegen, ganzen Reihen von unterirdischen Gefängnisgewölben, wo die Gefangenen ihre Namen und alte Sprüche mit spitzen Steinen in die Felswand gekratzt haben, und nicht weniger als fünf verfallenen Gängen in dem Berg, deren Ausgang uns unbekannt ist, haben ihm einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht... Wir hatten anfangs alle Mühe, ihn von Unternehmungen auf die Berggänge, die bis unter den Spiegel des Bodensees führen sollen, abzuhalten; seit er aber eins der Löcher mit einem Steinwurf sondiert und erst auf Turmtiefe Grund gefunden hat, ist ihm die Lust vergangen, und er will, wie er sagt, seinen besten und einzigen Hals doch lieber nicht riskieren... Am Strande spaziert er täglich eine Stunde und freut sich wie ein Kind, wenn die Wellen ihm entgegenbranden und spritzen – und über dicken hohen Wolken-schichten die Kuppen der Alpen wie Ossians Geister hervorschaun ...«

Daß die Dichterin Schücking, den kindlich Begeisterten, auf seinen Spaziergängen begleitete, hielt sie, aus guten Gründen, nicht für erwähnenswert. Ihre Verbindung zu einem jungen Mann, der ihr Sohn sein konnte, wurde gerade von der westfälischen Heimat aus mit Argwohn betrachtet; die Briefe, die dort ankamen, fanden prompte und aufmerksame Lektüre, wobei man sich Mühe gab, gerade das herauszuhören, was zwischen den Zeilen stand oder, naheliegende Vermutung, verschwiegen werden sollte. Therese von Droste-Hülshoff, die Mutter der Dichterin, hatte ein besonderes Gespür für alles Unschickliche entwickelt, das sich in der vielköpfigen Sippschaft abzuzeichnen drohte; nachdem sie schon die Eheschließung der Tochter Jenny mit dem »Alten«, wie sie Laßberg respektlos nannte, nur unter Vorbehalten und nach Ablauf

einer dreijährigen Probezeit bewilligt hatte, galt ihre Sorge nunmehr Annette, deren Wertschätzung für den sehr jungen und sehr bürgerlichen Schücking sie mit wachsender Indignation verfolgte. Die Dichterin, die ihre Mutter mochte, aber auch mächtigen Respekt vor deren resoluten Umgangsformen hatte, versuchte es mit bemühter Naivität. Sie tat so, als ob Schückings Anwesenheit auf der Meersburg eine Selbstverständlichkeit sei, die sich auf Grund einer Initiative Laßbergs ergeben habe. In einem Brief, den sie am 26. Oktober 1841 auf den Postweg ins Münsterland brachte, hieß es:

»Soeben sagt mir Jenny, daß ich dir schreiben solle, daß Schücking hier ist. Es ist richtig, in ihrem Brief konnte es noch nicht stehen. Laßberg hat ihm nach Darmstadt, wo er sich gerade bei Freiligrath aufhielt, geschrieben, um einen Katalog von seiner Bibliothek zu machen. Laßberg ist ganz von selbst auf den Einfall gekommen, da er sich schon längst, nach seiner geheimnisvollen Weise ganz im stillen, nach einem Menschen umgesehen, der bei den nötigen Kenntnissen keine großen Forderungen mache und nicht im Hause geniere; so habe ich nichts von dem Plane gewußt, bis er zur Ausführung kommen sollte, habe mich aber recht gefreut, Schücking zu sehen, der vor etwa zehn Tagen angekommen und den ganzen Tag so fleißig bei der Arbeit ist, daß Laßberg ihn lobt. – Wir sehen ihn selten, außer bei Tische, da er in den freien Stunden an seinen eigenen Schriftstellereien arbeitet und auch ins Museum geht, die Zeitungen zu lesen ...«

Das war, um es milde auszudrücken, an der Wahrheit leicht vorbeifabuliert. Laßberg, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, machte gute Miene zum durchschaubaren Spiel. An seinem neuen Bibliothekar hatte er Gefallen gefunden, aber das nicht unbedingt dezente Interesse, das Annette für Schücking zeigte, kam ihm mit der Zeit doch ein wenig merkwürdig vor. Zwar gab sie sich im Schloß betont zurückhaltend; sie erkundigte sich nach dem Stand

der Bibliotheksarbeiten, lobte die trefflichen Herbstfarben, die über der gesamten Bodenseeregion lagen, und trug Gedichte vor, denen Laßberg nur dösend oder mit säuerlicher Miene zu folgen vermochte. Was ihm nicht entging, war der Umstand, daß seine Schwägerin, obwohl um Unverfänglichkeit bemüht, verdächtig frohgestimmt schien; sie nutzte jede Gelegenheit, der Meersburg den Rücken zu kehren und Schücking auf langen Spaziergängen zu begleiten. Was das eigentliche Verhältnis war, das die beiden verband, würde sich wohl nur tiefergreifenden Einfühlungsmaßnahmen erschließen, für die Laßberg, der leidenschaftliche Philologe, weder Zeit noch Lust verspürte; er begnügte sich damit, die äußere Ordnung gewahrt zu sehen; – was darüber hinausging und als unschicklich gelten konnte, überließ er dem Bedenken seiner Frau Jenny, von der er annehmen mußte, daß sie mehr ahnte, als ihr lieb sein mochte. Die nachrichtendienstlichen Ermittlungen, die im weitverzweigten Familienbetrieb der Drostes in Gang waren, konterkarierten denn auch den Versuch, Schückings Anwesenheit auf der Meersburg als harmlos zu verkaufen; man hatte Indiskretionen in Umlauf gebracht, deren Urheberin Annette in Luise von Bornstedt vermutete, einer exaltierten, betont mütterlich auftretenden Dichterin, die als gefürchtete Schwatzbase galt und in Münster als Schrifttumsführerin amtierte ...

»Die Bornstedt hat die bewußte Klatscherei, die ganz unzweifelhaft von ihr ausgegangen ist, auch schon nach Hülshoff getragen. Mama schreibt: ›Daß Schücking bei euch ist, wußte ich schon‹ ... Wie mag diese die Sache wohl ansehen? Ich fürchte, wie ein verabredetes Rendezvous; das wäre doch sehr traurig. Ich kann dieses nur wie eine sehr milde Art, mir beizubringen, was die Bornstedt wirklich gesagt hat, ansehen, und zugleich diese Milde nur meiner Abwesenheit und der Furcht, meine Genesung durch Ärger rückgängig zu machen, zuschreiben; wär' ich

gesund und in Rüschaus, so hätte es gewiß sehr harte Szenen gesetzt, deren Resultat unfehlbar unerfreulich und trennend gewesen wär', und noch weiß ich nicht, ob nicht ernste Beschränkungen meiner warten, wenn ich zurückkomme. Diese Person ist doch eine wahre Pest für Münster!«

Es half nicht viel: Alles, was Annette in ihren Briefen schrieb, konnte im Münsterland gegen sie verwendet werden. Schückings Anwesenheit auf der Meersburg blieb ein Stein des Anstoßes und wurde mit Argwohn betrachtet. So beschloß die Dichterin, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren: Ihr junger Freund war da; sie konnte in seiner Nähe sein, ohne sich dafür über Gebühr rechtfertigen zu müssen. Den schönen Schein, der über ihrem Leben lag, empfand sie wie eine innerlich geglückte Beruhigung, die sich nach außen hin fortsetzen mußte; so konnte es sie nicht verwundern, daß der Herbst noch immer traumhaft war und mit einer prächtigen Hellsichtigkeit aufwarten konnte, die ihrer eigenen Erwartungshaltung entsprach. Schücking, der sich zuweilen ein wenig vereinamnt vorkommen mochte, versuchte, den Enthusiasmus der Dichterin, der ja auch ihm galt, in poetische Produktivität umzulenken; er spornte sie an, verstand es, ihren noch eher schwach entwickelten literarischen Ehrgeiz zu wecken. Dabei vollzog sich gelegentlich eine kuriose Umkehr der realen Gegebenheiten: Schücking, der »edle Jüngling«, wie ihn Annette zuweilen spöttisch nannte, trat wie ein reifer Mentor auf, der sich um das Fortkommen einer begabten Nachwuchsschriftstellerin bemühte, die ihre Höchstform noch nicht gefunden hatte. Er kritisierte, lobte; er machte altkluge Anmerkungen und versuchte, poetologische Zusammenhänge herzustellen. Annette spielte mit; auf langen Spaziergängen am Seeufer hörte sie sich an, was der Freund zu sagen hatte, und machte sich ihren eigenen Reim darauf. Beliebtes Ziel der beiden war ›Das Glaserhäuschen‹, eine kleine, von einem kleinen

Wirt geführte Schenke, die guten Wein und einen herrlichen Blick auf Wasser und Berge zu bieten hatte. Der Stimmung, die von diesem fast verwunschenen Ort ausging, hat die Droste in einem Gedicht nachgedacht; es läßt anklingen, daß Glück nicht von Dauer ist; aus Momenten der Nähe werden Erinnerungen, die bemüht werden müssen, um das Unwiederbringliche großer Gefühle, als Abbild eigener Bewegtheit, festhalten zu können ...

»Ist's nicht ein heiterer Ort, mein junger Freund,/ Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,/ Wo so possierlich uns der Wirt erscheint,/ So übermächtig sich die Landschaft breitet;/ Wo uns ergötzt im neckischen Kontrast/ Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,/ Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,/ Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?/ (...) Trink aus! – Die Alpen liegen stundenweit,/ Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,/ Wo Träume lagern lang verschollner Zeit,/ Seltsame Mär' und zorn'ge Abenteuer./ Wohl ziemt es mir, in Räumen schwer und grau,/ Zu grübeln über dunkler Taten Reste;/ Doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau/ Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste./ – Sieh drunten auf dem See im Abendrot/ Die Taucherente hin und wider schlüpfend;/ Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Lot,/ Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;/ Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!/ Wir beide schau gespanntes Blickes nieder;/ Du flüsterst lächelnd: immer wieder kommt sie auf! – / Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder... «

Annette fühlte sich auf denkwürdige Weise inspiriert; es kam ihr vor, als müßte sie aufschreiben, was nur diese Zeit geben konnte, der ein Ende drohte, das abzusehen war. Es galt, die Träume des Tages zu nutzen, aus denen die Dichterin eine zuvor kaum gekannte Schaffenskraft bezog; die Welt selbst schien ihr poetisiert, und es bedurfte nur noch eines Nach- und Reinzeichnens, um die Konturen des Da-

seins dauerhaft zu erhellen und in Sprachbilder umzusetzen. Die lyrische Produktion der Droste ging, wie Schücking notierte, »förmlich aus dem Füllhorn hernieder«; in knapp sieben Monaten entstanden mehr als vierundfünfzig Gedichte, Prosatexte und Entwürfe, die über geheime Zweisamkeitsmomente und das Idyll vom Bodensee weit hinausreichten. Zum Gedicht wurde nun, was lange genug gewährt hatte, um endlich gut zu werden; Erinnerungen drängten an, Assoziationen entstanden; Impressionen, zuvor fast vergessen, fanden zurück zum Wort. Die Souveränität der literarischen Arbeit war groß genug, um auch Entferntes herbeiholen zu können und den eher düsteren Reminiszenzen, die sich inmitten des schönen Scheins bemerkbar machten, Ausdruck zu verleihen. Annette dichtete, wie Laßberg mißmutig anmerkte, »mit fliegenden Händen«; ihm, der gediegene Begrifflichkeit und vergangenheitsschwere Sachlichkeit schätzte, gingen die Verse seiner Schwägerin, die sie zumeist am Abend zum Vortrag brachte, noch immer nicht nahe, sondern eher auf die Nerven. Trotzdem war er gutmütig genug, sich seiner Zuhörerschaft nicht zu entziehen; er bat Annette, sich zu mäßigen: nicht alles, was Empfindung sei, müsse auch zum Gedicht gemacht werden, betonte er. – Das gewohnte Leben im Schloß, die Gleichförmigkeit seiner Gepflogenheiten und Verpflichtungen, wurde nur unterbrochen, wenn außergewöhnlicher Besuch erschien; Ende Oktober 1841 machte der Dichter Ludwig Uhland auf der Meersburg Station, den Laßberg als treuen Freund des deutschen Mittelalters verehrte und entsprechend herzlich begrüßte...

»Unter den letzten angenehmen Bekanntschaften zeichnet sich Uhland aus, der mehrere Tage hier war und, was mich sehr freute, von Schücking bereits wußte, zu ihm in die Bibliothek ging und ihn als Bruder in Apollo begrüßte. Schücking ist so rayonnant darüber, daß er gleich ein Ge-

dicht auf Uhland gemacht hat... , dessen Äußeres keineswegs vorteilhaft ist und der doch gefällt, wiederum durch große Bescheidenheit, Einfachheit und einen überwiegenden Zug von Güte, sonst ist er häßlich, seine Gestalt stämmig, fast gemein, feuerrotes Gesicht, und dazu stammelt er, was ihn so verlegen macht, daß er zuweilen aus Angst von einem Fuße auf den andern springt ... Er und Laßberg haben sich sehr lieb, und beide sprangen auf die komischste Weise im Zimmer umher, als sie sich begrüßten ...«

Der Herbst ging, fast unmerklich, und ein kalter Winter kam. Noch immer schimmerte der See, die Berge standen in einem schwächer werdenden Licht und rückten allmählich ab von den Betrachtern, die das Dahinschwinden des Jahres als Gewißheit zu nehmen hatten. Schnee lag in der Luft, aber er wollte nicht fallen; statt dessen fror es, der Boden härtete sich, und die sichtbare Welt glänzte im Rauhref. Die hellen Tage wurden dunkler; für lange Spaziergänge blieb nicht mehr viel Zeit. Man schaute dem Sonnenuntergang vom Schloß aus zu; dann galt es, die langen Winterabende zu bestehen. Annette tat dies auf bewährte Weise: sie dichtete. Es war, als ob sie der Finsternis, die ihr im Münsterland oft Ängste bereitet hatte, im poetischen Alleingang begegnen wollte. Schücking, dem der Bibliotheksdienst Routine geworden war, blieb dabei für das Zwiegespräch, für die aufmunternden Zurufe zuständig; Laßberg besorgte die ernüchternden Kommentare, und Jenny, seine Frau, die mit den Kindern zu tun hatte, freute sich, daß es ihrer Schwester noch immer gut zu gehen schien. Annettes Hochstimmung hielt an; sie nahm den Winter als ruhige Ergänzung zu einem Herbst, der mit beispielloser Intensität und großen Gefühlen ihren Weg vorgezeichnet hatte. Als nach Weihnachten der erste Schnee fiel und liegenblieb, schrieb sie nach Hause: »Wir haben jetzt seit drei Wochen feste Schneebahn hier, liebste Mama, und die weiße Decke, die nicht wanken

und weichen will, erinnert mich doch an die Schweiz, obwohl es nicht sehr kalt dabei ist. Mit meiner Gesundheit geht es immer noch sehr gut; wenn ich bedenke, wie es in den beiden letzten Wintern war, so kann ich mein jetziges Befinden nicht genug rühmen. – Meine Spaziergänge habe ich bis vor acht Tagen regelmäßig fortgesetzt, seitdem ist es aber so glatt geworden, daß ich an einem Tage sieben- bis achtmal gefallen bin; nun habe ich mir die Terrasse... reinfegen lassen und spaziere dort täglich einige Stunden... Wir leben hier so still fort und sind jeder in seiner Art sehr fleißig ...«

Der schöne Schein, der über Annettes Leben lag, währte nur bis zum April 1842. Dann verließ Schücking die Meersburg; er hatte eine neue Stelle als Erzieher am Hof des Fürsten Wrede erhalten, der weit ab, am österreichischen Mondsee, residierte. Für Annette kam der Aufbruch des Freundes überraschend; die Notwendigkeit eines Abschieds, die Schücking mit der Möglichkeit, sich in einer neuen Herausforderung zu beweisen, begründete, wollte ihr nicht einleuchten, zumal auch Laßberg zu verstehen gegeben hatte, daß er bereit gewesen wäre, seinen Bibliothekar weiterzubeschäftigen. Schückings Wunsch nach Veränderung hatte indes nicht nur berufliche Ursachen; er ahnte, daß die Dichterin mehr in ihm sah als den Freund und Vertrauten, mit dem man die Welt der Poesie erkundete. Eine drohende Einseitigkeit der Gefühle, die sich abzuzeichnen schien, wollte er vermeiden; für ihn blieb die Droste, wie er in seinem Lebensrückblick festhielt, »die beste Freundin seines Lebens«, der er auch aus der Ferne noch ein treues Andenken bewahren konnte. Eine Beziehung wie die ihre war nicht an reale Gegenwart und die einlösende Tat gebunden; sie ließ sich fortsetzen wie jede andere unwirklich schöne Liaison, – mit langen Briefen und kühnen Gedichten, die wie Botschaften waren, von denen man glauben mußte, daß sie Raum und

Zeit überflogen, um dem, was war, nahezu bleiben. – Annette jedoch hatte sich an das Dasein des Freundes gewöhnt, der ihr mehr bedeutete, als sie eingestehen mochte. Schücking war ihr zur leibhaftigen Inspiration geworden, zum Hoffnungsträger, der, in Gedanken zumindest, als Geliebter taugte, aber auch als Sohn, den sie lebenslang und mit leidenschaftlicher List umsorgen durfte. Am Ende war er, das konnte man ungestraft im Gedicht behaupten, Teil ihrer selbst, der geliebte Zwillling im Geiste...

»Blick in mein Auge – ist es nicht das deine,/ Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?/ Du lächelst – und dein Lächeln ist das meine,/ An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;/ Worüber alle Lippen freundlich scherzen,/ Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen./ – Pollux und Kastor – wechselnd Glühn und Bleichen,/ Des einen Licht geraubt dem andern nur,/ Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. – / So reiche mir die Hand, mein Dioskur!/ Und mag erneuern sich die holde Mythe,/ Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.«

Nach Schückings Abgang versuchte die Droste, sich neu zu orientieren. Dabei half ihr, kurios genug, das eigene Standesbewußtsein, jenes zähe und zugleich störrische Selbstverständnis, das den westfälischen Adel jener Tage auszeichnete. Nur ungern gestattete man sich dort Hochgefühle; das Leben sollte gelebt werden, aber es hatte, wie man zu wissen glaubte, in der Regel doch mehr Mühen zu bieten als Freuden. Eine Frau wie die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, ein Fräulein vom Stande, mußte sich beizeiten bescheiden; sie war in die Jahre gekommen, die sich der Liebe zunehmend entzogen. Auch wer zu träumen verstand, hatte die Wirklichkeit auszuhalten, die ihre Anforderungen stellte: Annette fügte sich; was ihr blieb, war die Erinnerung an den schönen Schein – und eine aufdringliche Sehnsucht, mit der es fertigzuwerden galt ...

Am 4. Mai 1842 schrieb sie an Schücking:

»Ob ich mich freue, nach Haus zu kommen? Nein, Levin, nein ... Hör, Kind! Ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich dich zu erwarten pflegte, und sehe, ohne Lorgnette, nach dem Wege bei Vogels Garten hinüber. Kommt dann jemand, was jeden Tag ein paar Mal passiert, so kann ich mir, bei meiner Blindheit, lange einbilden, Du wärst es, und Du glaubst nicht, wie viel mir das ist ... Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum ... Gott, was können ein paar Monate alles mitnehmen. Ich habe wohl recht, an jedem Neujahrstage zu schaudern. Man findet zwar in jedem Jahr wohl etwas Gutes und Ungeahndetes ... Aber weiß Gott, man verliert auch, was einen ganz niederdrücken würde, wenn man es mit einem Male vorauswüßte ... Aber man kann doch ungeheuer viel ertragen, wenn es allmählich kommt, und man arbeitet sich durchs Leben ..., ungefähr wie durch einen Winter, wenn's mit dem Sommer ab und alle ist ...«

Aus: »Sternstunden der Philosophie«

»Ich bin, wer ich bin« – Arthur Schopenhauer

Der Philosoph Arthur Schopenhauer, der sich zeit seines Lebens gern an die von ihm selbst ausgegebene Devise »Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit; bei großen Talenten ist sie Heuchelei!« hielt, dachte nicht nur Großes von seiner eigenen Philosophie, sondern er war sich auch im klaren darüber, wie sie, im Dienst einer höheren Evidenz und versehen mit seltener Folgerichtigkeit, entstanden war. Die Grundzüge von Schopenhauers Weitsicht bildeten sich schon früh heraus.

Im Jahre 1832 notierte der damals vierundvierzigjährige Philosoph in dem von ihm so genannten »Cholerabuch«, das er angeblich »auf der Flucht vor der Cholera« begonnen hatte, der schon sein Kollege Hegel, zu Schopenhauers stillem, aber diebischem Vergnügen, zum Opfer gefallen war:

»In meinem 17ten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepprägten jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden: – darauf deuteten die Data, – und der Glaube, daß es so sei, gewann die Oberhand. – Allerdings spricht aus dem menschlichen Dasein die Bestimmung des Leidens; es ist tief ins Leiden eingesenkt, entgeht ihm nicht; sein Fortgang und Ausgang ist durchweg tragisch; eine gewisse Absichtlichkeit hierin ist nicht zu verkennen ... Nun ist ja aber das Leiden der ›Deuteros plus‹, der ›zweite Weg‹,

das Surrogat der Tugend und Heiligkeit; durch selbiges geläutert, gelangen wir zuletzt zur Verneinung des Willens zum Leben, zur Rückkehr vom Irrweg, zur Erlösung; daher eben hat jene geheime Macht, die unser Schicksal leitet, im Volksglauben mythisch als Vorsehung personifiziert, es allerdings darauf abgesehen, uns Leiden auf Leiden zu bereiten, weshalb meinem ganz einseitigen, aber so weit er sah: richtigen Blick in der Jugend, die Welt sich als ein Werk des Teufels darstellt.«

Die Ereignisse, die in Schopenhauers siebzehntem Lebensjahr auf ihn wirkten, waren Erlebnisse eines fahrenden jungen Mannes. Heinrich Floris Schopenhauer, der Vater des angehenden Philosophen, ein redlicher, aus Danzig stammender Handelsmann, hatte seinen Sohn zu einer fast zweijährigen Europareise überredet. Zum Dank dafür mußte Arthur versprechen, nach seiner Rückkehr mit einer kaufmännischen Lehre zu beginnen und damit den Herzenswunsch seines Vaters zu erfüllen. Arthur willigte ein; die Reise lockte ihn, und der Vater, dessen Integrität er bewunderte, war für ihn eine zu große Respektperson, als daß er es auf Dauer gewagt hätte, sich seinen Plänen entscheidend zu widersetzen, obwohl die Hauptinteressen des jungen Schopenhauer damals schon mehr den Wissenschaften und der geheimen Melancholie der schönen Künste galten. Anfang Mai 1803 brach die Familie Schopenhauer auf; mit von der Partie war noch Arthurs Mutter Johanna Schopenhauer, die später zu einer erfolgreichen Schriftstellerin werden sollte. Die Reise, die im August 1804 endete, führte durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Österreich. Arthur Schopenhauer hat seine Eindrücke von dieser Reise in eigenen Aufzeichnungen festgehalten, die später, sehr viel später, als er längst berühmt geworden und von der philosophischen Bühne schon wieder abgetreten war, unter dem Titel »Reisetagebücher« veröffentlicht wurden.

Die Reisenotizen des jungen Schopenhauer verraten noch wenig von der Genialität und Stilsicherheit des späteren Philosophen. Berichtet wird von den bekannten Sehenswürdigkeiten, von fremdländischen Speise- und Kleidungsgewohnheiten oder gewissen Absonderlichkeiten, die dem jungen Mann, der sich ansonsten eher vornehm-gelangweilt gibt, aufgefallen waren.

Nur selten läßt er die Zurückhaltung des wohlgezogenen Sohnes aus gutbürgerlichem Hause fallen und gerät in Begeisterung – wie etwa bei einer Bergbesteigung im Berner Oberland oder beim Anblick des Montblanc-Massivs im Tal von Chamonix. Tief beeindruckt, ja betroffen gemacht hat Schopenhauer nur eine Begebenheit, die für ihn zum Schlüsselerlebnis wurde und die Grundzüge seiner pessimistischen Weltanschauung vorprägte: Mitte April 1804 hatte die Familie Schopenhauer von Marseille aus einen Ausflug nach Toulon unternommen und dort die Gelegenheit genutzt, den Hafen zu besichtigen; dabei sah Arthur zum ersten Mal in seinem Leben Galeeren-Sklaven – ein Anblick, der ihn erschütterte. In seinen »Reisetagebüchern« schrieb er darüber:

»Alle schweren Arbeiten im Arsenal werden durch die Galeeren-Sklaven verrichtet, deren Anblick für Fremde sehr auffällig ist. Sie werden in drei Klassen geteilt: die Erste machen diejenigen, die nur für leichte Verbrechen und kurze Zeit da sind, Deserteurs, Soldaten, die gegen die Subordination gefehlt haben usw. ... Die zweyte Klasse besteht aus größeren Verbrechern: sie arbeiten zwey und zwey, mit schweren Ketten an den Füßen zusammengefesselt. Die dritte Klasse, die der schwersten Verbrecher, ist an die Bänke der Galeere geschmiedet, die sie gar nicht verläßt: diese beschäftigen sich mit solchen Arbeiten, die sie im Sitzen verrichten können. Das Loos dieser Unglücklichen halte ich für bey weitem schrecklicher wie Todes-Strafen. Die Galeeren, die ich von außen gesehn habe, scheinen der schmutzigste, ekelhafteste Aufenthalt, der

sich denken läßt ... Das Lager der Forcats (der Sträflinge, d. Vf.) ist die Bank, an die sie gekettet sind. Ihre Nahrung bloß Wasser und Brod: ich begreife nicht, wie sie, ohne eine kräftigere Nahrung und von Kummer verzehrt, bey der starken Arbeit, nicht eher unterliegen; denn während ihrer Sklaverey werden sie ganz wie Lastthiere behandelt: Es ist schrecklich, wenn man es bedenckt, daß das Leben dieser Galeeren-Sklaven, was viel sagen will, ganz freudelos ist – und bey denen, deren Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos; läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finsternen Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann! – Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann nun endlich der Zeitpunkt herangekommen ist, den er ... täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeywünschte: das Ende der Sklaverey, was soll er werden? – Er kommt in eine Welt zurück, für die er seit ... Jahren todt war; die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden: Keiner will den zu sich nehmen, der von der Galeere kommt... Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht reingewaschen. Er muß zum zweyten Mal ein Verbrecher werden und endet am Hoch-Gericht.« Nachdem man den Hafen von Toulon, die Galeeren und ihre unglücklichen Insassen bestaunt hatte, kehrte die Familie Schopenhauer nach Marseille zurück. Arthurs Reisetagebuch berichtet wieder von angenehmeren Dingen; er plaudert über eine Gemäldeausstellung, erörtert die Vorzüge mediterranen Klimas und räsoniert über die »Durchlässigkeit« des »südlichen Lichtes«.

Die Erinnerung an die Galeeren-Sklaven aber wirkte in dem angehenden Philosophen nach; er behielt sie als ab-

rufbares Bild, das sich in der noch ungeordneten Welt seiner Gedanken bereithielt, um noch einmal von sich reden zu machen. Zunächst jedoch erfüllte er sein Versprechen: Er trat die Kaufmannslehre an, die sich, wie befürchtet, als Tortur erwies und seinen ohnehin schon ausgeprägten Hang zu düsteren Visionen und globaler Nörgelei noch verstärkte. Der plötzliche Tod des Vaters am 20. April 1805 tat ein übriges: Arthur, hin- und hergerissen zwischen heftiger Trauer und einer sich eher verschämt anbietenden Hoffnung, aus der verhaßten Lehre doch noch aussteigen zu können, wurde immer unzufriedener. Er gab sich als Querulant von hohen Graden, was im besonderen seine Mutter zu spüren bekam, der er vorwarf, schon immer ein leichtes und lockeres Leben auf Kosten seines Vaters geführt zu haben. Johanna Schopenhauer, eine selbstbewußte Frau, der die Künste der Ironie nicht ganz fremd waren, ließ sich von ihrem Sohn nichts gefallen; sie löste das Schopenhauersche Kontor auf und zog mit der 1797 geborenen Tochter Adele nach Weimar. Arthur blieb zunächst allein in Hamburg zurück. Er legte seine Unzufriedenheit nun in die Briefe, die er nach Weimar sandte; schließlich hatte seine Mutter – die mittlerweile als Schriftstellerin von sich reden machte und einen bekannten Salon führte, in dem auch Goethe sich gerne sehen ließ – ein Einsehen mit den unermüdlichen Klagen ihres Sohnes: Sie stellte ihm die Entscheidung frei, die Kaufmannslehre zu beenden und statt dessen, nach Abschluß seiner Schulausbildung, mit einem Studium zu beginnen.

Schopenhauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Juni 1807 wurde er Schüler am Gymnasium in Gotha, und bereits zwei Jahre später immatrikulierte er sich an der Universität Göttingen. Am 22. Februar 1809, an seinem 21. Geburtstag, zahlte ihm seine Mutter den väterlichen Erbanteil in Höhe von 20000 Reichstalern aus; hinzu kamen noch, wie es hieß, »Revenuen aus der Verwaltung eines

Anteils an den Schopenhauerschen Ländereien« bei Danzig. Das ergab, über den Daumen gepeilt, einen Jahreszins von etwas mehr als 1000 Talern. Zum Vergleich: Goethe als ranghöchster Staatsbeamter Weimars hatte 1775 für ein Jahressalär von 1200 Talern seine Dienste am Hofe des Herzogs Karl August angetreten. Schopenhauer hatte also allen Grund, zufrieden zu sein. Er war es auch – vorübergehend. Dem beglückenden Umstand, finanziell unabhängig zu sein, bewahrte der Philosoph ein lebenslanges, freundliches Andenken. Er lobte den Vater, der ihm dieses ermöglicht hatte; für die Mutter allerdings fand er noch immer nur wenig schmeichelhafte Worte. Wenn der Student Arthur Schopenhauer nach Weimar kam und der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer einen Besuch abstattete, gab es regelmäßig Streit. Johanna, als bekannte Autorin von vielen bewundert, war inzwischen noch selbstbewußter geworden: Sie wies den Sohn an, sich in ihrem Hause aller Gehässigkeiten zu enthalten. Arthur, dem auch der neue Freund seiner Mutter mißfiel, stärkte ungerührt weiter. Als er schließlich seine Absicht kundtat, nach Weimar überzusiedeln, machte sie ihm in einem Brief, der ein bezeichnendes Licht auf Schopenhauers mutmaßliche Charaktereigenschaften wirft, ein für allemal klar, welche Bedingungen sie an ein Zusammenleben von Mutter und Sohn in Weimar zu knüpfen gedachte:

»Nun zu Deinem Verhältnisse hier gegen mich ... Daß ich Dich recht lieb habe, daran zweifelst Du nicht; ich habe es Dir bewiesen, solange ich lebe. Es ist zu meinem Glücke notwendig zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht, ein Zeuge davon zu sein. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit Dir zu leben; und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint mir diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen ... Dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, Du bist nur auf

Tage bei mir zu Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts und wieder nichts, und ... ich atmete erst frei, wenn Du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsternen Gesichter, Deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten ... Ich lebe jetzt sehr ruhig; seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich nicht Dir zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt; alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen ..., und das Leben gleitet dahin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein, und so muß es bleiben, wenn Dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist ... Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind ... Höre also, auf welchem Fuß ich mit Dir sein will. Du bist in Deinem Logis zu Hause; in meinem bist Du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheiratung im Hause meiner Eltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst Du Dich gar nicht ... ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft... an meinen Gesellschaftstagen kannst Du abends bei mir essen, wenn Du Dich dabei des leidigen Disputierens ... wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht – und ich gern gut schlafe.«

Schopenhauer bemühte sich eine Zeitlang, den Wünschen seiner Mutter nachzukommen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Sein Naturell, das Johanna Schopenhauer treffend beschrieben hatte, brach sich immer wieder Bahn. In ihrem Salon, einem gehobenen Ort subtil-sorglosen Plauderns, wirkte er wie ein gelehrter Grobian, der

seine Lebensaufgabe darin sah, für schlechte Laune zu sorgen. Schopenhauers Weitsicht stand fest; das Licht, das ihm im Hafen von Toulon aufgegangen war, warf seinen trüben Schein voraus und wies ihm die Richtung. Als er mit dem Philosophiestudium begann, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis er die seinen Anschauungen gemäßen Gedanken gefunden haben würde. Im Oktober 1813 promovierte er an der Universität Jena mit der Dissertation »Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« zum Doktor der Philosophie. Johanna Schopenhauer, auf der Höhe ihres Ruhms stehend, kommentierte die Arbeit ihres Sohnes mit der spöttischen Frage: »Das ist wohl etwas für Apotheker?«, worauf er entgegnete: »Man wird sie noch lesen, wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in der Rumpelkammer stecken wird!« Johanna Schopenhauer erwiderte: »Von der Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein.« Mit dieser Prognose sollte die Mutter, zumindest was sein Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« anging, zunächst recht behalten. Im Mai 1814 ließ sich Schopenhauer in Dresden nieder. Die Stadt gefiel ihm; er lebte auf und wurde, für seine Verhältnisse, direkt gesellig. Er verkehrte in Literaten- und Künstlerkreisen und wußte dort mit respektlosen Scherzen auf sich aufmerksam zu machen. Zu seiner guten Laune trug auch der Umstand bei, daß er spürte, wie seine Philosophie sich konkretisierte und zu einem veritablen Gedankengebäude aufwuchs. Das Bild von Toulon, das seinen Eindruck hinterlassen hatte, machte wieder von sich reden und ließ sich nun – endgültig – beim Wort nehmen. In einer seiner autobiographischen Skizzen notierte Schopenhauer dazu rückblickend:

»Von 1814 bis 1818 habe ich in Dresden privatisiert, die Bibliothek und Kunstsammlungen zu vielseitigen Studien benutzend und in der schönen Umgebung meinen Ge-

danken nachhängend ... Während dieses vierjährigen Aufenthalts in Dresden ist es gewesen, daß in meinem Kopfe, gewissermaßen ohne mein Zutun, mein philosophisches System, strahlenweise wie ein Kristall zu einem Zentrum konvergierend, zusammenschloß, so wie ich es sofort im ersten Band meines Hauptwerks niedergelegt habe. Mich haben nicht die Bücher, sondern die Welt hat mich befruchtet.«

Schon ein Jahr zuvor, in Berlin, wo er sich über die Philosophen Schleiermacher und Fichte geärgert hatte, waren Schopenhauer Gedanken zu Kopf gestiegen, die ihm wie die Vorspiegelung seiner künftigen Philosophie erschienen, der er, in geeigneterer Umgebung, zur Ausarbeitung verhelfen wollte. Triumphierend und förmlich mit fliegenden Fingern hielt er daraufhin den folgenden Eintrag in seinem Manuskriptbuch fest:

»Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll, da man sie bisher trennte so fälschlich als den Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmählich und langsam wie das Kind im Mutterleibe; ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist ... Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist alles aus einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben ... Ich, der ich hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehn des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich seh' es an und spreche wie die Mutter: ›Ich bin mit Frucht gesegnet‹. Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk wie die Mutter ihr Kind; wann es reif und geboren seyn wird, dann übe dein Recht an mir... Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese

unreifen Anfänge, diese meine Studien, der Welt gegeben werden wie sie sind und als was sie sind.«

Was in den beiden Berliner Jahren, trotz Schopenhauers ungebremster Begeisterung, noch philosophisches Stückwerk blieb, geriet in seiner Dresdner Zeit wie von selbst aufs Papier und fügte sich zum System. Schopenhauer kam es vor, als müßte er nur seiner inneren Stimme lauschen, die ihm Kunde gab vom Geheimnis der Welt. Er wurde zum Protokollanten einer Philosophie, deren Zeit gekommen war. Das äußere Gebaren des jungen Mannes, der sich nicht nur gedankenverloren gab, sondern auch enthusiastisch zeigte, war dabei von kuriosen Zügen nicht ganz frei. Schopenhauers späterer Schüler und Adlatus Frauenstädt berichtete:

»Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir selbst erzählt, in seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, daß man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft, habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigentümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjektive Wesen, der Wille, der hier, in diesen Blättern und Blüten, zur Erscheinung kommt? – Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch sowie durch seine Gestikulationen dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig gewesen, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Hierauf Schopenhauer: ›Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen viel Dank schuldig.‹ Darauf habe ihn jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe. ›Das aber ist Humor,‹ fügte Schopenhauer bei dieser Gelegenheit hinzu.«

Schließlich war es soweit: Im März 1818 hatte Schopenhauer das Manuskript seines Buchs abgeschlossen, das Anfang 1819 bei Brockhaus in Leipzig erschien und zu einem eindrucksvollen Mißerfolg wurde. Die Drucklegung seines Werkes hatte der Philosoph gar nicht abgewartet. Im September 1818 war er zu einer ersten Italienreise aufgebrochen, die ihn nach Venedig, Rom, Neapel und Mailand führte. Schopenhauer war von dem Wert seines Buches felsenfest überzeugt. Auch als sich abzeichnete, daß es von den Meinungsführern der philosophischen Welt fast gänzlich ignoriert wurde, ließ er sich nicht beirren. Zweifel überkamen ihn selten; er rechnete fest mit der Dummheit der Menschen und vertraute darauf, daß die Wahrheit sich letztlich doch durchsetzen würde. An der Grundeinschätzung seines Werkes, die er schon am 28. März 1818 in einem überaus selbstbewußten Brief an seinen zukünftigen Verleger Brockhaus kundgetan hatte, hielt Schopenhauer ein Leben lang fest:

»Mein Werk ... ist ein neues philosophisches System; aber neu im ganzen Sinne des Wortes: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen, sondern eine im höchsten Grade zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgendeines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie anderen verständlich mitzuteilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Überzeugung nach, eines von denen sein, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert anderen Büchern werden ... Vor einem Jahr fing ich an, das Ganze im zusammenhängenden Vortrag für andere faßlich zu machen ... Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule ...; er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch, und ich darf wohl sagen, nicht ohne Schönheit: nur wer echte Gedanken hat, hat echten Stil. Der Wert, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als die ganze Frucht meines

Daseins. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagiert, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehen; alles Spätere sind nur Entwicklungen und Variationen desselben.«

Was Schopenhauers Philosophie, die er in seinem Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« zusammenfaßte und später durch eine Vielzahl von brillanten Einzelanalysen ergänzte, gerade auch für den heutigen Leser so überzeugend erscheinen läßt, ist ihre verblüffende Modernität. Lange vor Freud beschäftigte er sich mit dem Unbewußten, das für ihn zu dem einen Welt- und Individualwillen gehört, der das Leben, im Großen wie im Kleinen, durchwirkt und beherrscht. Schopenhauers Philosophie war ein Frontalangriff auf die großen Vernunftssysteme seiner Zeit: Nicht mehr die Rationalität, wie von Fichte, Schelling und Hegel, den deutschen Idealisten, auf unterschiedliche Weise dargetan, hat das Sagen, sondern der Wille, der alle Existenzformen des Lebendigen ins Dasein treibt und dem Tod zuführt. Der Mensch ist nicht mehr die Krone der Schöpfung, sondern ein Lebewesen unter vielen, das sich vor anderen nur durch seine enorme Selbstüberschätzung auszeichnet – auch dies ein wahrhaft moderner Aspekt der Schopenhauerschen Philosophie. Der biologischen Allmächtigkeit des Willens entkommen kann der Mensch kaum: Es gelingt ihm dies, vorübergehend, nur in der meditativen Kraft, die von den Künsten, im besonderen der Musik, ausgeht – und in der »Verneinung des Willens zum Leben«, einer Askese, die den Individualwillen durch Bedürfnislosigkeit gegenstandslos zu machen versucht, den übergreifenden Weltwillen und seine Gesetzmäßigkeiten jedoch nicht entscheidend beeinträchtigen kann.

»Der Kern und Hauptpunkt meiner Lehre ... ist jene paradoxe Grundwahrheit, daß das, was Kant als das Ding an

sich ... für schlechthin unerkennbar hielt, nichts anderes ist als jenes uns unmittelbar Bekannte und sehr genau Vertraute, was wir im Innern unseres eigenen Selbst als Willen finden; daß demnach dieser Wille, weit davon entfernt, wie alle bisherigen Philosophen annahmen, von der Erkenntnis unzertrennlich und sogar ein bloßes Resultat derselben zu sein, von dieser, die ganz sekundär und späteren Ursprungs ist, grundverschieden und völlig unabhängig ist, folglich auch ohne sie besteht und sich äußern kann, welches in der gesamten Natur ... wirklich der Fall ist... Die Erkenntnis und ihr Substrat, der Intellekt«, sind demnach »ein vom Willen gänzlich verschiedenes ... Phänomen, ihm selbst unwesentlich, von seiner Erscheinung im tierischen Organismus abhängig, daher physisch, nicht metaphysisch, wie er selbst«, so »daß folglich nie von Abwesenheit der Erkenntnis geschlossen werden kann auf Abwesenheit des Willens – also nicht, wie man bisher ohne Ausnahme annahm, Wille durch Erkenntnis bedingt sei, wiewohl Erkenntnis durch Wille ... Meine ganze Philosophie läßt sich« daher »zusammenfassen in dem einen Ausdruck: die Welt ist die Selbsterkenntnis des Willens.«

Schopenhauers später Ruhm setzte, zögerlich zunächst, aber dann doch nahezu gradlinig verlaufend, mit der Veröffentlichung seines Buches »Parerga und Paralipomena« im Jahre 1851 ein. Dieses Werk, dessen Titel (in deutscher Übertragung: »Nebenarbeiten und Nachgebliebenes«) eher auf eine komische Oper als auf ein philosophisches Erfolgsbuch, das auch ein größeres Lesepublikum ansprechen konnte, schließen läßt, berichtet aus dem Garten des Menschlichen im Stile eines großartigen Reiseschriftstellers, »Ja, das ist es«, befand schon Leo Tolstoj, »das ist die Welt in einer unglaublich schönen und hellen Spiegelung!« Gespiegelt wurden in der Tat alle Bereiche des Lebens, die von jeher Menschengedanken in Beschlag genommen haben. Das Inhaltsverzeichnis der »Parerga

und Paralipomena« liest sich denn auch wie eine poetische Phänomenologie des Daseins: ›Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen; ›Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm; ›Über Selbstdenken; ›Über Sprache und Worte; ›Über die Weiber; ›Über die Erziehung; ›Über Lärm und Geräusch; ›Von dem, was einer ist; ›Von dem, was einer hat; ›Von dem, was einer vorstellt‹ und anderes mehr.

Die »Parerga und Paralipomena« wurden als wahrhaftige ›Aphorismen zur Lebensweisheit‹ aufgenommen (so auch der Titel des Hauptstücks der Sammlung, das – mit ungezählten Nachdrucken und Separateditionen – als Schopenhauers erfolgreichstes Buch in die Literaturgeschichte der Philosophie eingehen sollte). Das Publikum fand sich darin tatsächlich mit Einsichten belohnt, die den unverrückbaren Kern menschlichen Existierens betrafen. – Schopenhauer hatte nun seine Leser, und die »Komödie« seines »Ruhmes«, wie er die Aufmerksamkeit, die ihm noch zuteil wurde, selber nannte, beglänzte ihm – er nahm es gelassen und mit wachsamer Genugtuung zur Kenntnis – die letzten Jahre seines Lebens.

Seinen Ursprüngen ist Schopenhauer immer treu geblieben; das Erlebnis, das ihn im Hafen von Toulon zum Nachdenken brachte, begründete seine Philosophie, von der auch, ungeachtet ihres feingewebten Desillusionismus, eine widerborstige Behaglichkeit ausgeht, in der man sich einhausen kann. Den »Jammer des Lebens«, von dem der junge Schopenhauer, wie wir hörten, »in seinem 17ten Jahre« bereits »ergriffen wurde«, hat er ein ums andere Mal nachgezeichnet und in vielerlei Variationen als die eine und einzige Leidensgeschichte menschlicher Erbärmlichkeit erzählt.

Das Problem heutiger Schopenhauerianer allerdings ist er, der Meister, selbst. Was er – mit zeitlosem Bezug – gesagt hat, läßt sich besser nicht sagen; sein Sprachwitz bleibt un-

übertroffen, und da man das tiefe Fahrwasser seiner Gedanken nur noch selten erreicht, dümpeln manche gern dort, wo das Seichte beginnt und ausgewählte Philologen sich zu ihren alljährlichen Mutproben treffen. Man hat sich eingerichtet im gemütlich-gemachten Unwirtlichen, und man erfreut sich – das hinwiederum kann kein Vorwurf sein – an den Vorzügen Schopenhauerscher Weitsicht, die sich, alles in allem, zu einem realistischen Allzweckpessimismus bündeln läßt, aus dem das universelle »Mitleid« ebenso erwächst wie das ehrwürdig-alte Desiderat eines ganz anderen Lebens.

Schopenhauer wußte, »wie nichtssagend und bedeutungslos, von außen gesehn, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehn, ohne zu wissen, warum; und jedesmal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahlreiche Male abgesehenes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt, mit unbedeutenden Variationen.«

Schopenhauer aber wußte auch: »Solange der Ausgang einer gefährlichen Sache nur noch zweifelhaft ist, solange nur noch die Möglichkeit, daß er ein glücklicher werde, vorhanden ist, darf an kein Zagen gedacht werden, sondern bloß an Widerstand – wie man am Wetter nicht verzweifeln darf, solange noch ein blauer Fleck am Himmel ist.«

Den Meteorologen und Philosophen also bleibt die Hoffnung, zumal eine begründete Einsicht in die fatale Hinfälligkeit alles Irdischen nicht mehr sonderlich originell anmutet und es sich inzwischen auch unter Nichtphiloso-

phen herumgesprochen hat: Leben ist immer – lebensge-
fährlich.

Aus »Der Hammer des Herrn«

Es ist genug

An einem zunächst nebligen, dann immer heller werdenden Wintertag fiel in Turin ein altmodisch gekleideter Herr, ein schnauzbärtiger Mensch mit traurigem Blick und fast frechen Augen, auf offener Straße einem Pferd um den Hals, das von seinem Kutscher kurz zuvor mit Peitschenhieben traktiert worden war. Der Mann, der wie ein Akademiker im Vorruhestand aussah, schluchzte; dabei lachte er aber auch, kicherte und greinte, wie später mindestens ein Zeuge berichtete. Das Pferd, das nicht befragt werden wollte, widersetzte sich der Umarmung; es reckte den Hals, wieherte und stampfte mit den Hufen. Der ungebetene Tierschützer aber, der an ihm hing wie eine Klette, wurde immer lauter; er johlte und schimpfte, und innerhalb kürzester Zeit, so wird berichtet, hatte sich eine Menschenmenge um das Pferd und seinen neuen Freund gebildet. Man erging sich in allerlei Zurufen, aber die Situation eskalierte keineswegs wie erhofft. Weder mußte der Mann das Pferd entkräftet loslassen, um dann zu Boden zu plumpsen und unter die nervösen Hufe zu geraten, noch verfiel das Tier in Galopp und rannte mit seinem Verehrer am Hals auf und davon. Erst als der Kutscher, der sich zwischenzeitlich einige Gläser Rotwein gegönnt hatte, an den Ort des Geschehens zurückkehrte, kam wieder Stimmung auf. Giovanni Tardelli nämlich, so hieß der Kutscher, wie sich hinterher herausstellte, griff erneut zur Peitsche und bearbeitete damit nicht nur sein Pferd, sondern auch den Mann, der dem Tier noch immer am Halse hing. Diese an sich barbarische Aktion wurde von den Umstehenden mit Beifall begleitet. Das Schimpfen des Mannes ging in ein Wimmern über; kein Zweifel:

er litt. Kurze Zeit später trat die Polizei, die wohl ein zartbesaiteter Zeitgenosse verständigt hatte, in Gestalt von zwei kräftigen Beamten auf den Plan. Sie lösten den Mann vom Hals des Pferdes, schnauzten den Kutscher an, der sich darüber beschwerte, daß man seinem Pferd gegenüber zudringlich geworden war, und ersuchten die Menge höflich, aber bestimmt, sich umgehend aufzulösen. Danach nahm man ein Protokoll auf, das nicht viel Neues erbrachte. Der Mann, der mittlerweile ruhiger geworden war, hieß angeblich Friedrich Nietzsche, nannte als Beruf »deutscher Professor und Denker im Ausland« und gab als Grund für sein aufsehenerregendes Verhalten an, daß es mit dem Tier- und Menschenschutz in Europa längst nicht mehr zum Besten stehe und nunmehr Fanale, Einzelaktionen also mit System, gefragt seien. Danach wurde der merkwürdige Herr Nietzsche von seinem Vermieter, einem Mann namens Davide Fino, abgeholt und nach Hause geleitet.

So oder ähnlich hat es sich zugetragen. Mit diesem Ereignis brachte man die Berichterstattung über den kaum bekannten, allenfalls mäßig erfolgreichen Altphilologen und Philosophen Friedrich Nietzsche an ihr Ende, und es begann eine ganz andere Geschichte – eine Geschichte, in deren Verlauf der Mann, der am Pferd hing, zum irrsinnig bekannten Denker wurde, zu jenem Nietzsche, an dessen Sentenzen die Welt noch heute kaut.

Ein Arzt war gekommen und hatte Nietzsche ruhiggestellt. Der aber war ohnehin ruhig, sagenhaft ruhig; zwar weinte er ab und zu oder eilte ans Piano, um einige kräftige Schläge loszuwerden, aber er fühlte sich gut, seltsam matt und aufgekratzt, ein von der Welt abgehobener Professor, der jetzt seiner Wahrheit diene. Er redete nicht viel, aber wenn er etwas sagte, gab es ganze Kaskaden, und man mußte sich schon mächtig anstrengen, um ihn zu verstehen.

Am nächsten Tag erschien Nietzsches Freund Franz Overbeck in Turin. Er war, ein steifer, gravitatisch wirkender Theologe, der die Redlichkeit zur metaphysischen Kategorie erhoben hatte, aus Basel herbeigeeilt; er rechnete, nach allem, was er wußte, mit dem Schlimmsten. In einem Brief, den er an seine Frau und andere Neugierige richtete, gab er gleich nach seiner Ankunft Laut; Overbeck schrieb: »Nun also ist eingetreten, was wir alle befürchtet haben ... Nietzsche, so wurde mir mitleidlos bedeutet, hat den Verstand verloren! – Gestern, am 8. Januar 1889, traf ich, nach einer Fahrt von achtzehn Stunden, in Turin ein; es war wohl gegen drei Uhr nachmittags ... Im Hause Davide Finos, seines Vermieters, eines braven Mannes mit großer Familie, erblickte ich Nietzsche in einer Sofaecke kauern und lesend ... Er, entsetzlich verfallen aussehend, stürzt auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann unter Zuckungen aufs Sofa zurück – und ich, ich bin vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben ... Zugegen war die ganze Familie Fino. Kaum lag Nietzsche stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann Nietzsche vom großen Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahnvorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist ...

Über mich und überhaupt die Personen anderer war er stets klar, über sich selbst aber in völliger Nacht befangen ... Das heißt, es kam vor, daß er, in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich maßlos steigernd, Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß, und dabei auch in kurzen, mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone vorgebrachten Sätzen sublime, wunderbar helllichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ;

der Hammer des Herrn sei er, Gottes auserwähltes Schlaggerät, und dabei lachte er fürchterlich, das Ganze auf dem Klavier gleichsam interpunktierend, worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche erfolgten; doch, wie gesagt, das kam nur in wenigen flüchtigen Momenten vor, soweit ich dabei gewesen ... Im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschreibt, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein ...«

Gewiß, Nietzsche hatte sich verändert, rasend schnell, wie es dem bedächtigen Overbeck Vorkommen mußte, den nichts so sehr ärgerte wie unnütze und unnötige Unordnung; wenn seine Socken etwa am Morgen nicht da lagen, wo sie hingehörten, oder wenn man Gott in die neuen Experimentierphasen mit aufnahm, die überall ausgebrochen waren. Die Naturwissenschaften drangen zu den letzten Geheimnissen vor, aber sie konnten nur lallen in all ihrer mörderischen Exaktheit, und die verbliebenen wackeren Theologen wurden allmählich umzingelt von Jehovas freundlich-aufdringlichen Zeugen, war es nicht so?, und Nietzsche, prädestiniert als Opfer, hatte für einen unvermeidlichen Zusammenbruch gesorgt. Das alles bot Gesprächsstoff und konnte in hypernervösen Briefen abgehandelt werden, aber ein wirklicher Grund für ehrliche Aufregung war das nicht. Oder doch –

Nietzsche nämlich ist, wie schon angedeutet, die Ruhe in Person. Er sitzt auf dem Sofa und lächelt. Es ist still im Raum; nur aus den fernen Straßenschluchten klingt Lärm auf, gedämpfter, fast abgewürgter Lärm; Verkehr, der zum Erliegen gebracht wurde, ein Rauschen der Stadt in der Stadt. Overbeck hat sich verzogen; er will den Freund, der gar nicht weiß, was das soll, am nächsten Tag nach Basel mitnehmen. Dort wartet man schon in der Psychiatrie auf ihn; Overbeck hat alles arrangiert; es ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden, Gutes zu tun.

Wenn man Nietzsche genauer betrachtet, sieht man, daß

er hagerer geworden ist. Die Krankheit zehrt an ihm, aber was ist seine Krankheit? Im nächsten Augenblick bläst er die Backen auf und schaut aus wie ein gutgenährter Clown, der sich Gedanken macht über seinen Schnurrbart, der den Rotz auffängt und als Eßbremse dient. Er findet im Moment alles komisch. Furchtbar komisch. Natürlich hat er ein Flimmern vor Augen und ein Raunen im Ohr, aber was um ihn herum vorgeht, weiß er. Man ist besorgt um ihn, glaubt, daß er krank ist, ernstlich krank. Dabei hat er sich nur seines Verstandes entledigt; probenhalber sozusagen. Vorher, in den Jahren, Jahrzehnten zuvor, war er wirklich krank. Krank vom Licht. Da wollte ihm der Kopf zerspringen, und sein Magen rebellierte. Ganze Ortschaften hat er zugekotzt. In Basel auf offener Straße, die Bürger wandten sich mit Grausen. In Sils, seinem geliebten Sils, jenem Ort »der reinsten Helle«, einem von Menschenhand zugerichteten Naturwunder zwischen Fels und Eis, an Seen und unter einer fliehenden Sonne, hat Nietzsche das Nietzsche-Haus vollgekotzt. Aber er war immer ein braver, reinlicher Deutscher, und was er nicht in Schalen und Schüsseln auffangen konnte, hat er selber weggewischt, und deswegen ist das Nietzsche-Haus auch heute noch so unglaublich sauber. Damals aber war er wirklich krank. Seine Einsichten trafen ihn ins Herz, und den Tod, seinen Tod, mußte er sich wie eine Bitte um Ruhe vorstellen. Mit ihm, seinem Tod, konnte man sich anfreunden; ein Dunkelmann war das, freundlich und gelassen. Ein Fahnenflüchtiger, heldenhaft unter seiner alles entbergenden Fahne.

Aber jetzt? Jetzt ist er angekommen; er probiert etwas Neues aus, das einzige, was noch möglich erscheint. Vor anderthalb Tagen, als draußen ein poppliges Schneetreiben einsetzte und der Ofen ächzte, hat Nietzsche in seinem Winter-Journal notiert: »Es scheint so, als müsse ich mich selber in Sicherheit bringen. Ich werde mich, eingedenk der gnadenlosen Fürsorge, mit der man mich aus nah und

fern traktierte, um meinen Verstand bringen, den ich für das, was noch bleibt, nicht mehr benötige. Was zu sagen ist, habe ich gesagt. Man hat nicht gehört, man wollte nicht lesen. Die schrecklichsten Gewißeheiten sind wie freundliche Bonmots aufgenommen worden; die Ewige Wiederkunft des Gleichen, der Tod Gottes wurden nicht als hell auflodemde Jahrhundertereignisse begriffen, sondern, in moderner Zurichtung, zu einem Gemeinschaftsakt blödsinniger Unterwerfung gemacht. Ich habe damit – nichts mehr zu schaffen. Auf Wunsch des göttlichen Nietzsche selbst begeben mich in die Obhut der approbierten Vernünftigkeit. Ich werde ruhen, im Krankenstand ruhen, und es wird sein wie ein listiges Toben.«

Es war, als hätte er sein Testament geschrieben. Dabei lebte er noch, flüsternd und heiser, ein Stimmgewaltiger, der bereit war zu verstummen. Nietzsche erhebt sich. Mühsam, zugegeben. Er schaut sich um. Alles bekannt, glücklich vergessen. Aus dem Nebenzimmer kommt der gute Davide Fino. Er macht sich Sorgen, will helfen, In seinem Haus ist noch kein Mieter gestorben. Aber die Deutschen; sie denken zuviel und halten nichts aus. Fino greift Nietzsche unter die Arme; er will ihn in sein Zimmer geleiten, aufs Bett legen, denn es scheint ihm, als wolle der Professor im Kreise herumgehen. Nur nicht weinen soll er, das mag Fino nicht, denn dann möchte er am liebsten mitweinen. »Noch etwas Wasser?« fragt er. Auf dem Tisch steht noch ein halbvolles Glas. Beruhigungswasser hat der Arzt verordnet, der längst wieder verschwunden ist; Wasser mit Brom versetzt. Mit diesem Wasser, das wie verdünnter Lebertran schmeckt, kann man die Nervösen beruhigen; es ist ein bewährtes Mittel, über das man sich nicht beklagen muß.

»Nein danke«, sagt Nietzsche. Mit einemmal hat er wieder Halt, steht kerzengerade im Raum. Lächelt. »Nein danke. Es ist genug.«

2 Ein schweres, schweres Glück

Overbeck hatte zwei Männer mitgebracht, Dr. Bettmann, Zahnarzt aus Basel, und einen nicht ausgebildeten Krankenpfleger mit Namen Hügli. Bettmann war Overbecks Hausarzt; ein Mann nicht nur für Zahnschmerzen, sondern auch für Sodbrennen, Völlegefühl und grippale Infekte. Er hatte Overbecks Bitte, ihn nach Turin zu begleiten, nur zu gern entsprochen; schließlich war Bettmann auch psychiatrisch bewandert, wie er glaubte, und er kannte Anton Hügli, der die Statur eines Preisboxers hatte und Krankenpfleger werden wollte. Zu dritt würden sie mit Nietzsche schon fertigwerden, der jedoch noch keinen Gedanken an Renitenz verschwendete. Was ihm im Moment durch den Kopf ging, war der einfache Umstand, daß er sich nicht recht vorstellen konnte, was man mit ihm vorhatte. Sie befanden sich auf dem Bahnhof, das sah er; aber warum wollten sie verreisen, er wäre gerne noch in Turin geblieben; jetzt, wo er sich doch eingerichtet hatte und so vieles vorbereitet war. Aber die von ihm gewählte Krankheit schien man ernst zu nehmen; Overbeck vor allem, der Theologe, der nun wirklich dreinblickte wie Gottes Personalchef auf Erden. Die Firma, die er mit- und hauptverantwortlich leiten durfte, machte schon lange keine Gewinne mehr; Entlassungen standen bevor, und wer sagte es den Kindern.

Als der Zug einfuhr, der sie nach Basel bringen sollte, packte Hügli Nietzsche an beiden Schultern; er hatte wohl Angst, daß ihm der Kranke, der gar nicht so krank wirkte, noch ausreißen könnte. »Wenn Sie mich gütigst loslassen wollen«, sagte Nietzsche. »Ich bin harmlos.« Ein Abteil war für sie reserviert, in der dritten Klasse; Overbeck hielt es für richtig, zu sparen. Schließlich konnte es sein, daß er noch länger auf Nietzsche aufpassen mußte, und er hatte doch schon Auslagen gehabt: die Reise nach Turin, den

Sold für Hügli, der als ehemaliger Soldat aber sehr billig arbeitete, und in der Psychiatrie in Basel würde man die ersten Untersuchungen auch nicht gerade kostenlos veranstalten wollen. Sicher, irgendwann und hoffentlich bald mußte Nietzsches Familie auf den Plan treten; sie war dazu verpflichtet, für die Verwahrung des Sohnes zu sorgen, für seine Entsorgung zu zahlen. Nächstenliebe war zum teuren Vergnügen geworden, das sich nicht jeder mehr leisten konnte, und Overbeck dachte manchmal, daß es auch ohne Nächstenliebe gehe; einfache Pflichterfüllung genügte – das Selbstverständliche tun und nur Gutes darüber berichten. Hügli bahnte sich den Weg zu ihrem Abteil; entgegenkommende Reisende hatten gegen ihn keine Chance. »Was ist das für ein Mann?« sagte Nietzsche zu Overbeck. »Und der andere? Er hat so etwas Verbissenes.« »Sie stehen uns zu Diensten«, antwortete Overbeck und fügte hinzu: »Geht es Ihnen gut?« Das Abteil war halb verdunkelt; es roch nach Rauch und muffigem Leder. Hügli hockte sich gleich neben die Tür; er sah Nietzsche an, streng, aber auch wie jemand, dem zum erstenmal klar wird, daß er nicht aus seiner Haut kann. »Im Kopf sind die Gedanken«, sagte Nietzsche. »Aber was gut ist, kommt von Herzen, da sind wir ganz altmodisch, nicht wahr.« Er lächelte, und Hügli, der versucht war zu salutieren, lächelte zurück. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung; dann wurde er lauter und schneller. Landschaften glitten vorbei, mitleiderregende Landschaften, die sich ausbreiteten und wieder verschwanden. Der Himmel war voller Qualm. Overbeck machte sich an seiner Reisetasche zu schaffen; ein Theologe suchte nach seinen Butterbrotten. Dr. Bettmann schlief ein; das ging bei ihm, wie so oft, beispielhaft flott. Nietzsche, der am Fenster saß, hatte sich auf seinem Sitz eingerollt. Er döste vor sich hin, spielte prächtige Visionen ein, in denen sich sein Leben spiegelte, das nun auf Abruf stand. Tagträume, Wünsche; die alte Sehnsucht; so wurden Erinnerungen besorgt,

die sicherer waren als früher. Reminiszenzen. Er mußte diese dem Schlaf abgetrotzten Wachstunden nutzen; manches war da noch zu sehen oder neu zu bestimmen.

Früher Morgen und wie so oft diese beängstigende Klarheit. Die Berge stehen im satten Licht. Man sieht bis in feinste Höhen hinauf; Felswände, Schründe, obenauf Eiszungen, Pickelhauben aus den Beständen des Frosts. Nietzsche, den man in Sils-Maria mittlerweile als Kauz kennengelernt hat, wandert im Fextal. Er spricht zu sich selbst; auch das kennt man an ihm. Eine Kutsche fährt vorbei; sie hat zwei Touristen geladen. Nietzsche grüßt nicht, aber er lacht. Er geht auf das Ende des Tals zu, wo eine kleine, stets unbewohnte Hütte steht mit einer Bank davor. Wer auf ihr hockt, schaut direkt hinüber ans Ende der Welt, denn hinter der Hütte, nur durch eine Geröllmulde getrennt vom frierenden Betrachter, wachsen die Schneefelder auf. Sie schieben sich bis hoch in den Himmel, der schließlich, Klarheit hin, Klarheit her, nicht mehr zu sehen ist. Ungelogen. Nur noch Schneefelder, die sich ausdehnen; sie knistern in der kalten Sonne, schmelzen auch, dampfen, aber den Himmel geben sie nicht mehr frei. Er ist verstellt. Zugebaut bis in alle Ewigkeit. Es sei denn, Großes geschieht, und die Berge werden weggesprengt oder fallen zusammen. Aus Altersschwäche. Weil eine neue Zeit kommt, die sich noch wichtiger nimmt. »Könnte doch sein«, sagt Nietzsche vergnügt. »Könnte doch sein.« Die Bank vor der Hütte am Ende der Welt ist seit Wochen sein Lieblingsplatz. Hier sitzt er und schaut und behandelt sich selbst mit ausgesuchter Höflichkeit. Das ist er der Philosophie schuldig, die das Ich entdeckt hat, aber zu beamtenhaft war, um mit ihm Ernst zu machen. »Professoren der Philosophie«, sagt Nietzsche. »Kant, Fichte, Hegel. Deutsche Herren, stark im Geiste, schlaff im Leben. Beamte eben, die für ihre Gedanken, die sich zum System bündeln, bezahlt wurden. Aber durch die

Hölle ist die Philosophie noch gar nicht gegangen. Dazu bedarf es anderer Männer.« Er grinst, und in den Schneefeldern hat sich die Sonne verfangen, die nun zu blenden anfängt.

»Er schläft«, sagte Overbeck und biß in sein Butterbrot. Tatsächlich sah Nietzsche inzwischen sehr schlafend aus; er hatte sich klein gemacht neben dem Fenster, den Kopf auf die rechte Handfläche gestützt und schnarchte. Ab und zu redete er auch, ein kaum hörbares Wortesabbern, das im Zuglärm unterging. »Ein Bild des Friedens«, sagte Overbeck. »Aber sehen Sie den Sabber, der aus seinen Mundwinkeln kommt? Der Frieden täuscht; alles ist in Auflösung begriffen. Was festgefügt schien, weicht auf. Eine Zeit wird kommen, in der nichts mehr gilt. Nur noch das Fressen und Gefressenwerden. Und dann muß Gott sich noch einmal zeigen ...« Overbeck griff sich sein nächstes Butterbrot; er hatte Krümel auf der Hose und schmatzte.

»Er da«, sagte Hügli und deutete auf Nietzsche. »Was war er eigentlich?«

»Professor«, sagte Overbeck. »Professor und Philosoph.«

»Ein bekannter Philosoph?«

»Wie man's nimmt. Einige kannten ihn. Die meisten nicht.«

»Also nicht sehr berühmt. Es ist keine Bildungslücke, wenn man ihn nicht kennt.«

»Nein, bestimmt nicht. Vielleicht wird er ja noch berühmt.«

»Sie meinen, weil er verrückt ist?«

»Zum Beispiel.«

»Und was hat er gelehrt, der verrückte Professor?«

»Schwer zu sagen. Genau habe ich das auch nie verstanden. Aber er ging wohl davon aus, daß Gott tot ist. Unser Herr Gott, der Gott sei Dank nicht auf jede Frechheit hört, die ihm nachgerufen wird! Er soll ersetzt werden

durch den Übermenschen, der sich bereichert und be-
rauscht. Wer so etwas denkt –«

»Darf sich nicht wundem, wenn man ihm aufs Gehirn schlägt«, sagte Hügli, und Overbeck lächelte versonnen. Saudumm. Das Gerede der Leute, der halbgebildeten zumal, ist mit ein Grund, den Geist aufzugeben. Nietzsche erhebt sich; die Bank vor der Hütte am Ende der Welt ist hart, zu hart auf die Dauer. Er geht weiter, will sein Tagespensum schaffen, das aus einem Gewaltmarsch besteht, der im Kopf oder mit den Füßen abgeleistet werden muß. Auf dem Weg zurück nimmt er eine Abkürzung, einen Anstieg, der über Wiesen zu einem Felsvorsprung führt, von dem aus man wie ein sichtstarker Raubvogel ins Tal spähen kann. Marmoré heißt diese Höhe, und vor kurzem hat ein Hotelier aus Sils zwei Bänke gestiftet, die nun dort oben festgeschraubt sind, nagelneu, und auf Sitzwillige warten. Gut so. An Nietzsches Lieblingsplätzen in der Gemarkung Sils stehen also Bänke; eine Aufmerksamkeit, die ihm gelegen kommt. Beantragt hat er sie nicht, obwohl er sich, allen inneren Bekundungen zum Trotz, doch schon ruhebedürftig fühlt. Ein Greis in den besten fahren. »Ich habe noch alle Zähne«, sagt Nietzsche. Er krümmt sich vor Lachen. Wenn er nur nicht so gnadenlos witzig wäre; in Sachen Humor ist er notgedrungen zum Selbstversorger geworden. Oben, auf der Höhe, bestreicht ihn jetzt eine merkwürdige Wärme. Die Sonne, verborgen hinter feinen Wolkenschleim, macht Dampf; es ist wie im Sommer, wenn die Fliegen schwirren und die plumpen Schädel der Wanderer zugebrannt werden. Na ja, ganz so heiß ist es denn doch nicht; eben warm nur, ermüdend. Berge und Seen verschwimmen; die harten klaren Konturen sind aufgelöst, ein Summen geht durch die Luft. In der Ferne Glockenklang; ein sehr bescheiden gewordenes Priesterchen läutet zum Gebet, streng nach Vorschrift, und natürlich wird er froh, sein, wenn auch heute wieder keiner kommt. »O mein Gott«, ruft Nietzsche, und es kommt

kein Echo. »O mein Herr Gott, warum hab' ich dich verlassen. Kamerad, der du für den Himmelsdienst zu alt und für mein Programm auf Erden noch zu unerfahren bist...« Und ist dann doch noch eingenickt. Weggetragen worden. Die Bank auf der Höhe hat sich in Luft aufgelöst, in diese klebrig warme Luft, und Nietzsche ist zielsicher wie ein sichtsarker Raubvogel auf einer Waldlichtung gelandet; dort liegt er nun, noch immer unglaublich müde, und eine seltsame Ruhesucht befällt ihn. Mittag des Lebens. Es wird still um ihn; die Stimmen der Welt klingen fern und ferner. Die Sonne scheint steil auf ihn herab. Auf dieser seiner verborgenen Waldwiese sieht Nietzsche der Mensch den großen Pan schlafend; alle Dinge der Natur sind mit ihm eingeschlafen, einen Ausdruck von Ewigkeit im Gesicht – so kommt es ihm vor. Er will nichts, er sorgt sich um nichts, sein Herz steht still, nur sein Auge lebt – es ist ein Tod mit wachen Augen. Vieles sieht da der Mensch, was er nie sah, und soweit er sieht, ist alles in ein Lichtnetz eingesponnen und gleichsam darin begraben. Er, Nietzsche der Mensch, fühlt sich glücklich dabei, aber es ist ein schweres, schweres Glück ...

Aus »Sternstunden der Literatur«

Als ein Traum, als ein Schweben – Franz Kafka und das nichtgelebte Leben

Um den gewöhnlichen Erkenntnisvorgang, auch um den sogenannten gesunden Menschenverstand, mit dessen Hilfe wir ganz ordentlich durch das uns zugemutete Geschehen finden, machen wir uns nicht mehr Gedanken als unbedingt nötig. Das ist durchaus nützlich, denn die alltägliche Orientierung, das Wechselspiel von Frage und Antwort, von Tun und Lassen bedeutet Arbeit genug; man muß sie nicht unbedingt hinterfragen, es sei denn, man ist ein Philosoph, dem gerade das Nichtstaunenswerte besonders staunenswert vorkommt. Nun gibt es aber weit mehr Philosophen als man meint; die einfache Nachdenklichkeit ist kein Privileg komplizierter Charaktere, womit sich bereits andeutet, daß im Grunde genommen alles, was ist, zum Gegenstand von Neugier und Bedenken werden kann. Die üblichen Antworten, auch die üblichen Verdächtigen genügen dann nicht; man will mehr, eigentlich sogar: alles wissen. Der Dichter Franz Kafka war ein solcher Mensch, der kein Genügen finden konnte: nicht an sich selbst, nicht an der Welt, aber, was schwerer wog, auch nicht an den normalen Erkenntnisvorgängen, die eine Realität voraussetzen und ein Wissen, das sich ebendieser Realität bedient und an ihr abarbeitet. Kafka mußte schon früh erleben, daß er in das gewöhnliche Wirklichkeitsverständnis nicht hineinzufinden vermochte; aus den Antworten, die er erhielt, gewann er, anders als seine Mitmenschen, keine einsehbaren Gewißheiten, sondern bestenfalls neue Fragen. So hat er in einer seiner frühen Erzählungen, *Beschreibung eines Kampfes*, zum ersten Mal anzudeuten versucht, wie sich ihm das Gegebene gerade dann zu entziehen beginnt, wenn scheinbar alles in Ordnung ist: »Ich hoffe von Ihnen zu

erfahren, wie es sich mit den Dingen eigentlich verhält, die um mich wie ein Schneefall versinken, während vor andern schon ein kleines Schnapsglas auf dem Tisch fest wie ein Denkmal steht... Sie glauben nicht daran, daß es andern Leuten so geht? Wirklich nicht? Ach, hören Sie doch! Als ich, ein kleines Kind, nach einem kurzen Mittagsschlaf die Augen öffnete, hörte ich, meines Lebens noch nicht ganz sicher, meine Mutter in natürlichem Ton vom Balkon hinunterfragen: ›Was machen Sie, meine Liebe? Ist das aber eine Hitzel!‹ Eine Frau antwortete aus dem Garten: ›Ich jause so im Grünen.‹ Sie sagten es ohne Nachdruck und nicht besonders deutlich, als hätte jene Frau die Frage, meine Mutter die Antwort erwartet ...« Das Kind, das seines Lebens nicht ganz sicher ist, hat Kafka für sich nie zurücklassen können. Er selbst ist, je älter er wurde und in geordneten Berufsverhältnissen pflichtbewußt einen ihm übertragenen Dienst erfüllte, immer unsicherer geworden; ihm versanken »die Dinge« tatsächlich »wie ein Schneefall«, während den anderen, der erdrückenden Mehrheit, zu der er, vor allem, seinen gefühlsgroben Vater zu rechnen hatte, »schon ein kleines Schnapsglas auf dem Tisch fest wie ein Denkmal« stand. Für Kafka indes stand gar nichts fest; allenfalls, daß er sich selbst nicht entfliehen konnte – und das war keine tröstliche Aussicht: »Mein Weg ist gar nicht gut und ich muß – soviel Übersicht habe ich – wie ein Hund zugrunde gehn. Auch ich würde mir gern ausweichen, aber da das nicht möglich ist, freue ich mich nur noch darüber, daß ich kein Mitleid mit mir habe und so egoistisch also endlich geworden bin.« Zur Hinnahme seiner selbst sieht Kafka sich veranlaßt, als er zu begreifen beginnt, daß ihm kein gewöhnlicher Umgang mit der Wirklichkeit und ihren Menschen vergönnt sein sollte. Die kleine Episode aus der *Beschreibung eines Kampfes* ist ihm tatsächlich widerfahren; auch in einem Brief an den Freund Max Brod wird sie erwähnt, und

Kafka merkt dazu an, daß er »über die Festigkeit« staune, »mit der die Menschen das Leben zu tragen wissen«. Er selbst ist zu diesem Zeitpunkt etwa zwanzig Jahre alt und ein folgsamer junger Mann, der sich den elterlichen Karrierewünschen keineswegs entzieht, auch wenn er weiß, daß es ihm nicht vergönnt sein wird, eine Ordnung der Dinge herzustellen, an der er selbst seine Beruhigung findet. Gelingen kann ihm dies nur in der schwebenden Leichtigkeit des Traums, der sich an keine Zeiten und an keine Dienstvorschriften halten muß. In einer Tagebuchaufzeichnung heißt es: »Ich saß einmal vor vielen Jahren, gewiß traurig genug, auf der Lehne des Laurenziberger. Ich prüfte die Wünsche, die ich für das Leben hatte. Als wichtigster oder als reizvollster ergab sich der Wunsch, eine Ansicht des Lebens zu gewinnen (und – das war allerdings notwendig verbunden – schriftlich die anderen von ihr überzeugen zu können), in der das Leben zwar sein natürliches schweres Steigen und Fallen bewahre, aber gleichzeitig mit nicht minderer Deutlichkeit als ein Nichts, als ein Traum, als ein Schweben erkannt werde. Vielleicht ein schöner Wunsch, wenn ich ihn richtig gewünscht hätte. Etwa als Wunsch, einen Tisch mit peinlich ordentlicher Handwerksmäßigkeit zusammenzuhämmern und dabei gleichzeitig nichts zu tun, und zwar nicht so, daß man sagen könnte: ›Ihm ist Hämmern ein Nichts, sondern ›Ihm ist das Hämmern ein wirkliches Hämmern und gleichzeitig auch ein Nichts,‹ wodurch ja das Hämmern noch kühner, noch entschlossener, noch wirklicher und, wenn du willst, noch irrsinniger geworden wäre. Aber er konnte gar nicht so wünschen, denn sein Wunsch war kein Wunsch, es war nur eine Verteidigung, eine Verbürgerlichung des Nichts, ein Hauch von Munterkeit, dem er dem Nichts geben wollte, in das er zwar damals kaum die ersten bewußten Schritte tat, das er aber schon als sein Element fühlte. Es war damals eine Art Abschied, den er von der Scheinwelt der Jugend nahm, sie hatte ihn

übrigens niemals unmittelbar getäuscht, sondern nur durch die Reden aller Autoritäten ringsherum täuschen lassen ...«

Kafka erkennt, daß er sich weder für die Fassadengänge der Realität noch für die Nichtigkeit einer an träumerischen Kapazitäten ausgerichteten Scheinexistenz zu entscheiden hat; die Wahrheit, die ihm zugemutet wird, liegt in einer Literatur, deren Ansprüche beträchtlich, fast maßlos sind, obwohl ihre Strenge sich vor allem gegen den Urheber richtet. Er muß Schriftsteller sein, und das ohne Wenn und Aber. Als sich ihm diese Gewißheit stellt, der gegenüber es keine Ausflüchte mehr gibt, hat er, paradox genug, die Integration in sein Berufsleben vollzogen. Nach dem Studium der Rechte, der Promotion, einem Praktikum in einer Prager Rechtsanwaltskanzlei arbeitet er seit dem August 1908 in der »Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen«, der er, bis zu seiner vorzeitigen Pensionierung im Sommer 1922, schweren Herzens die Treue hält. Kafka ist ein überaus verlässlicher Angestellter gewesen, der 1910 zum Beamten ernannt und behördenintern regelmäßig befördert wird. Anfangs versucht er noch, spielerisch mit dem Konflikt zwischen beruflicher Pflicht und unausweichlicher literarischer Neigung umzugehen. In der Erzählung *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*, die 1906 entsteht, heißt es: »Man arbeitet so übertrieben im Amt, daß man sogar zu müde ist, um seine Ferien gut zu genießen. Aber durch alle Arbeit erlangt man noch keinen Anspruch darauf, von allen mit Liebe behandelt zu werden, vielmehr ist man allein, gänzlich fremd und nur Gegenstand der Neugierde ... Alle, die mich quälen wollen und die jetzt den ganzen Raum um mich besetzt haben, werden ganz allmählich durch den gütigen Ablauf dieser Tage zurückgedrängt, ohne daß ich ihnen auch nur im geringsten helfen müßte. Und ich kann, wie es sich natürlich ergeben wird, schwach und still sein und alles mit mir ausführen lassen, und

doch muß alles gut werden, nur durch die verfließenden Tage ...«

Auch sie sind es, die Kafka angst machen: die verfließenden Tage. Sie sind bestimmt von seinem Amt, aber an ihm selbst, der sich die knappe, von quälenden Zweifeln erfüllte Zeit zum Schreiben nimmt wie ein Ertrinkender den Strohalm, streichen die Tage vorbei; sie berühren ihn wohl, aber sie gehören nicht der geheimen Welt an, die er durch die Literatur für sich öffnet. Diese Welt ist kein wüstes Land, das in unzugängliches Privateigentum überführt wurde, sondern ein zerlegtes, entfremdetes Dasein, wie es sich erst dem zweiten, dem durchdringenden Blick darbietet, der an Ausschmückung, an Überwucherung und funktioneller Verfügbarkeit nicht mehr interessiert sein darf. Kafkas Welt gleicht einem von nervöser Stille besetzten Glashaus, in dem auch das Steinewerfen nicht mehr lohnt; der einzelne, der hier umhertappt, erfährt alles, was ihm vorgeführt wird, gedämpft und verschärft zugleich. Die weitabgewandte Seite des Menschen ist verwundbar, und einem Dichter wie Kafka, der sich kein dickes Fell zulegen konnte, muß sie noch viel verwundbarer vorkommen; für ihn gibt es keine Schonzeit, kein Schutzreservat, was allerdings, jenseits herkömmlicher Zufriedenheitserwartungen, auch etwas Gutes für sich hat: »Wenn man so ein Leben überblickt, das sich ohne Lücke wieder und wieder höher türmt, so hoch, daß man es kaum mit seinen Fernrohren erreicht, da kann das Gewissen nicht zur Ruhe kommen. Aber es tut gut, wenn das Gewissen breite Wunden bekommt, denn dadurch wird es empfindlicher für jeden Biß. Ich glaube, man sollte überhaupt nur Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch?

Damit es uns glücklich macht? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und

solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.«

Tatsächlich schrieb sich Kafka die Bücher, die er brauchte, »zur Not« selbst, und es war seine eigene Not, der er dabei folgte, nicht die der anderen. Was er zu sagen hatte, machte er durch das Schreiben möglich; daß er dadurch seinen Lesern zugänglicher wurde, läßt sich nicht unbedingt sagen. Die Ängste, die er beschrieb, das mal absurde, mal verzweifelte Ungenügen an der Benennung einer Welt, die ihr Auseinanderfallen in subjektive und objektive Momente niemals verleugnen kann, auch wenn das gewöhnliche Standesbewußtsein Einheitlichkeit und Übereinstimmen suggeriert, entwirft das Bild bleibender Unvertrautheit, die nicht im Privaten aufgeht, sondern der Existenzordnung überhaupt die Sicherheit abgräbt. Von Kafka selbst erfährt man damit nicht mal das Nötigste; der Autor bleibt der Geheimnisträger, der er zeit seines Lebens war, ein meist lebenswürdiger Mensch, der sich noch im Offenen bedeckt halten konnte. Ein Mitschüler Kafkas erinnert sich: »Er war immer rein und ordentlich, unauffällig und solid, aber niemals elegant gekleidet... Wir hatten ihn alle sehr gern und schätzten ihn, aber niemals konnten wir mit ihm ganz intim werden, immer umgab ihn irgendwie eine gläserne Wand. Mit seinem stillen, lebenswürdigen Lächeln öffnete er sich die Welt, aber er verschloß sich vor ihr... Was mir im Gedächtnis haften geblieben ist, ist das Bild eines schlanken, hochgewachsenen, jungenhaften Menschen, der so still aussah, der gut war und lebenswürdig, der freimütig jedes Andere anerkannte und doch immer irgendwie entfernt und fremd blieb.«

Kafka hat das Befremdliche registriert, ohne es zur Belastungsprobe für andere werden zu lassen; im gesellschaftlichen Binnenverkehr ist er hilfsbereit und zuvorkommend. Auch sein Arbeitgeber, die Versicherungsanstalt, kann mit ihm nur zufrieden sein; er erfüllt die ihm übertragenen Aufgaben zuverlässig und gewissenhaft. Sein eigentliches Leben, das quer zu den Übereinkünften steht, denen er in den Bürozeiten zuarbeitet, beginnt erst in der Nacht. Dann beginnt er zu schreiben, was ihm nie, nicht einmal ansatzweise, leichtfällt; der Schriftsteller, wie Kafka ihn sieht, führt einen aussichtslosen, aber überlebensnotwendigen Kampf, der gelegentlich unerhörte Wahrheiten aufblitzen läßt, ansonsten jedoch eine Veranstaltung von geringem Unterhaltungswert bleibt. Kafka schreibt um sein Leben, und er wird dafür mit lebenslanger Erschütterung bedacht, von der die anderen kaum etwas mitbekommen; seine unauffällige Teilnahme an der Normalität gewährt ihm eine Art Schutzhaft, aus der er, letzten Endes, nicht mehr entlassen werden will. Sein Leben verträgt keine Alternativen; es ist eine fortwährende Zerreißprobe, die das erträgliche Maß überschreitet. In einem Brief an seinen Freund Brod heißt es: »Als ich heute in der schlaflosen Nacht alles immer wieder hin- und hergehn ließ zwischen den schmerzenden Schläfen, wurde mir wieder ... bewußt, auf was für einem schwachen oder gar nicht vorhandenen Boden ich lebe, über einem Dunkel, aus dem die dunkle Gewalt nach ihrem Willen herkommt und, ohne sich an mein Stottern zu kehren, mein Leben zerstört. Das Schreiben erhält mich, aber ist es nicht richtiger zu sagen, daß es diese Art Leben erhält? Damit meine ich natürlich nicht, daß mein Leben besser ist, wenn ich nicht schreibe. Vielmehr ist es dann viel schlimmer und ganz unerträglich und muß mit dem Irrsinn enden ... Aber wie ist es mit dem Schriftstellersein selbst? Das Schreiben ist ein süßer wunderbarer Lohn, aber wofür? In der Nacht war es mir mit der Deutlichkeit kindlichen Anschauungsunterrichts

klar, daß es der Teufelsdienst ist. Dieses Hinabgehen zu den dunklen Mächten, diese Entfesselung von Natur aus gebundener Geister, fragwürdige Umarmungen und was alles noch unten vor sich gehen mag, von dem man oben nichts mehr weiß, wenn man im Sonnenlicht Geschichten schreibt. Vielleicht gibt es auch anderes Schreiben, ich kenne nur dieses ...«

Ein Schriftsteller wie Kafka rührt an Mächte, an die er vielleicht nicht hätte rühren sollen; er schaut in Seelenabgründe, die dem «naiven Menschen» besser verborgen bleiben. Das macht ihn in einer Weise süchtig, die an schmerzliche Hellsichtigkeit gemahnt; er ahnt mehr, als daß er sieht, aber von diesen Ahnungen, die ihm fürchterlich begründet erscheinen, mag er nicht lassen. Der Schriftsteller wird die Geister, die er rief, nicht mehr los; damit muß er leben, damit will er auch leben, denn er weiß, daß er für die Wonnen des Alltäglichen nicht taugt. Statt dessen gerät er in eine produktive Besessenheit, die ihre eigenen Ängste kultiviert: »Was der naive Mensch sich manchmal wünscht: ›Ich wollte sterben und sehn, wie man mich beweint‹, das verwirklicht ein solcher Schriftsteller fortwährend, er stirbt (oder er lebt nicht) und beweint sich fortwährend. Daher kommt eine schreckliche Todesangst, die sich nicht als Todesangst äußern muß, sondern auch auftreten kann als Angst vor Veränderung.«

Die Angst vor Veränderung ist Kafka nur allzu bekannt, sie begleitet ihn durch die verfließenden Tage und Nächte. Er ist gegen sie angegangen, tapfer, aber nicht sehr erfolgreich. Bis auf wenige Ausnahmen hat er fast immer in Prag gelebt, obwohl er die Stadt verflucht hat; auch sein Junggesellendasein will er verändern und es gegen ein Glück eintauschen, wie es ihm andere, mehr schlecht als recht, vorspielen. Zweimal hat er sich verlobt und wieder entlobt; für die Liebe, für Frau und Kind, für ein harmonisches Familienleben ist einer wie er nicht geschaffen,

meint er, so daß ihm anscheinend nichts anderes übrigbleibt, als seinen Ängsten zu vertrauen und sich im vorseilenden Gehorsam zum Unglücklichsein anzuhalten, noch bevor er Gelegenheit bekommt, wirklich glücklich zu sein. Das muß auch die dreizehn Jahre jüngere Milena Jesenská-Pollak erfahren, die Kafka im Frühjahr 1920 auf einer seiner seltenen Reisen in Meran kennenlernt. Die Liebe, die beiden widerfährt, hätte für ihn, wenn er entscheidungsfreudiger gewesen wäre, zur großen Liebe werden können; er entzieht sich ihr auf bewährte Weise. Dennoch ist gerade Milena bemerkenswert einfühlsam gewesen; sie schreibt über ihren Freund Kafka: »Er ist ohne die geringste Zuflucht, ohne Obdach. Darum ist er allem ausgesetzt, wovor wir geschützt sind. Er ist wie ein Nackter unter Angekleideten ... Es ist solch ein determiniertes Sein an und für sich, von allen Zutaten entledigt, die ihm helfen könnten, das Leben zu verzeichnen – in Schönheit oder in Elend, einerlei. Und seine Askese ist durchaus unheroisch... Das ist ein Mensch, der durch seine schreckliche Hellsichtigkeit, Reinheit und Unfähigkeit zum Kompromiß zur Askese gezwungen ist... Ich weiß, daß er sich nicht gegen das Leben wehrt, sondern gegen diese Art von Leben da wehrt er sich.«

Kafkas Inspiration mußte von Anfang an ohne Erleuchtung und den Glanz der Gewißheit auskommen; sie wird im Negativen festgemacht, in der fehlenden Deckungsgleichheit zwischen Begriff und Gegenstand, zwischen innerer und äußerer Wahrheit. Der einzige Ort, an dem der Schriftsteller die Übereinstimmung entzweiter Momente herbeizwingen kann, ist der Schreibtisch; ihn erklärt Kafka zu seinem Refugium: »Das Dasein eines Schriftstellers ist... vom Schreibtisch abhängig, er darf sich eigentlich, wenn er dem Irrsinn entgehen will, niemals vom Schreibtisch entfernen, mit den Zähnen muß er sich festhalten.«

Kafka hat seinen Schreibtisch verteidigt, auch wenn weit und breit keine Angreifer in Sicht waren. Dabei ist ihm manches entgangen, was anderen, den leichter Gestimmten, erwähnenswert erschien; er hat allerdings auch sehr viel mehr gesehen als sie, ohne daß er dafür die Welt draußen abklappern mußte. Letzten Endes ändert allerdings ein kleines Stück Heimat nichts daran, daß der Mensch, ist er denn in etwa so wie Kafka geraten, im großen und ganzen gar keine Heimat finden kann; für ihn ist kein Ort, nirgends. »Er fühlt sich auf dieser Erde gefangen, ihm ist eng, die Trauer, die Schwäche, die Krankheiten, die Wahnvorstellungen der Gefangenen brechen bei ihm aus, kein Trost kann ihn trösten, weil es eben nur Trost ist, zarter kopfschmerzender Trost gegenüber der großen Tatsache des Gefangenseins. Fragt man ihn aber, was er eigentlich haben will, kann er nicht antworten, denn er hat – das ist einer seiner stärksten Beweise – keine Vorstellung von Freiheit.«

Aus »Immer nach Hause. Gedichte«

Wenigstens etwas

Viel zu warm für die Jahreszeit
Viel zu kalt, das wird nichts mehr
Kein Sommer mehr, kein Winter
Die Eiskappen schmelzen, die
Pappnasen frieren fest. Hast du
Je gehört, was Sache ist. Bleiern
Die Zeit, heißt es, Stockflecken
Auf der Ansichtsseite der Seele
Gestern war gestern, heute ist
Heute, die Zukunft kränkelt, muß
Man sich Sorgen machen, muß man
Nicht. Die Gegenwart steht wie der
Regenbogen auf dem Wasserfall.

Über Nacht

Der Mann den man noch jung kannte
Hatte einen alten Kopf bekommen, über
Nacht, Furchen und Falten und Risse, er
Selbst merkte davon nichts, sein Spiegel
Bild ließ er unbeachtet, merkwürdiger
Weise, er lächelte viel, hatte etwas
Versöhnliches an sich, der alte Friedens
Richter, man hatte ihn jetzt gerne um sich
Aber so etwas geht auf Dauer nicht gut
Zeigte sich zusehends verwirrter, sanfter
Schmerz des Vergessens, schließlich
Ließ er sich überfahren, erst von den
Menschen, dann von einem Zug.

Wer er ist

Stellen Sie sich vor, Gott gäbe es und er würde sich
Tatsächlich zu erkennen geben, einfach
So. Ab jetzt wären alle bisherigen Mutmaßungen
Hinfällig, die ganze Theologiegeschichte, die
Spekulationen über den einen Gott, Götter
Über den Sohn und den Heiligen Geist, die Gedächtnis
Protokolle der Propheten, ihre wüsten Wanderungen
Alles vorbei, alles unnütz, denn der Herr Gott
Macht jetzt einen Aushang, erklärt uns verbindlich
Wer er ist und warum und wieso, dazu gibt
Es auch gleich einen Kosten- und Leistungsplan
Zwecks gültiger Anbetung und Verehrung, die
Zeiten des Gottesdienstes werden ganz neu und
Unwiderruflich geregelt. Nicht auszudenken wäre
Das, eine Selbstabschaffung.

Befremdlich

Kleiner Mann an der Kasse, der
Laden oft leer, er schaut und er
Sinnt, flaumweiche Härchen
Wenig für sein Alter vibrieren bei
Luft Zug der aber oft gar nicht da
Ist völlig Wind still, und da hört man
Denn an der keineswegs über
Quellenden Kasse daß der kleine
Mann summt, ja er summt nach
Fremder Art in sich hinein, Härchen
Streichen den Takt. Danke sagt er
Kaum zu hören, meint damit karge
Geschäfte aber mehr noch daß er
In seiner Welt bleiben darf, wir in
Unserer. Übergänge sind möglich
Letztlich jedoch nicht erwünscht.

Reanimation

Blass blaue Damenschrift, ein
Brief aus dem Reich der Hoch
Kultur, hätte man auch singen
Können, Herz über Kopf, eine
Fremde hat da geschrieben
Alter Herr im Stift, seine Frau
Ist tot, er aber liest so lange
Weint wenn nachts die Stifts
Türen vom heimlichen Wind
Klappern, liest der Brief Spur
Blass blauer Damenschrift
Nach bis seine Kleine zurück
Kommt zu ihm, wieder lebt.

Von Anfang an

Traf neulich den Dichter Adalbert
Stifter sah noch gut aus erstaunlich
In Form, bißchen dicker geworden
Mit den Jahren, der Kinnbart wie
Angeklebt auch der Scheitel, alles
Straff sitzend nur so kommt man
Durch eine lange Zeit, er war der
Stifter war in Gedanken, grüßte nicht
Keine Zeit blieb aber stehen, einfach
So und aus dem Gedächtnis das
Eigentlich still gelegt war sprach er
Vom innigen Anfang. *Es waren dunkle
Flecken in mir die Erinnerung sagte mir
Später dass es Wälder gewesen sind
Die außerhalb mir waren dann war eine
Empfindung wie die erste meines Lebens
Glanz und Gewühl dann war nichts mehr.*

Lumen

Was für ein Mond großer matt
Gelber Teller vor gedunkeltem
Blau, alter Stifts Grund. Wer sich
In den Himmel aufmacht sieht je
Doch daß er geborsten ist und
Wieder gekittet noch hält er sich
Über irdischen Blasen Eruptionen
Mühsam, der Tag wird kommen da
Stürzt er, spricht einer letzte Worte
Die keiner mehr hören wollte.

Vor dem Wind

Wenn es ihn trägt
Trägt es weit, ab
Gelegt der Bleifuß
Die Sand Gewichte
Fast könnte er fliegen
Er hört die Eintönigkeit
Dieses eine grandiose
Sausen, Gras Halme
Verbiegen läßt er sich
Nicht Leben will belobigt
Sein oder Werden was es
Ist, was es ist Rauschen
Im Zeit Limit. Schnee Felder
Schmelze, Geröll Halden
Drängen zu Tal. Herz aus
Stein das ist ja wohl die
Härte zeigt man jetzt nur
Noch gegen sich selbst.

Aus »Wenn die Eintracht spielt«

Noch zehn Minuten bis Spielbeginn, ich gehe vor dem großen Flachbildschirm auf und ab, bin nervös, wie sich's gehört. Um diese Zeit. Ich habe die Kappe auf und das Trikot von Amanatidis an, er muß heute ein Tor machen. Neben dem Fernsehsessel der Kasten Bier. Ich bin gut ausgestattet und gut vorbereitet, an mir soll es nicht liegen. An mir hat es auch nie gelegen, wenn die Eintracht, so wie zuletzt sechsmal in Folge, nicht gewann. Alles, was ich an Beistand zu mobilisieren vermag, bringe ich ein in die Spiele, Gedankenübertragung, stille Wut, laute Verzweiflung, ungläubiges Staunen, heisere Schreie. Von den normalen Serviceleistungen, die der gemeine Fan seinen Lieblingen zukommen läßt, ganz zu schweigen: Je nach Spielstand trinkt man schneller und mehr, was auch der Wahrnehmung aufhilft: Grobe Spielzüge wirken nach der fünften Flasche Bier bereits nicht mehr so grob, sondern fast elegant; haarsträubende Aussetzer, speziell in der Abwehr, lernt man als List einer Vernunft begreifen, die sich nicht in die Karten schauen läßt. Draußen hat Schneetreiben eingesetzt, über dem Wendland hängt funzliges Licht. In Frankfurt scheint es nicht viel anders zu sein. Kein gutes Omen, es gibt Tage, gerade auch Fußball-Tage, da bleibt man besser im Bett. Die Commerzbank-Arena, wie das frühere Waldstadion seit geraumer Zeit heißt, ist nur zur Hälfte gefüllt, ich schätze mal so an die fünfundzwanzigtausend Zuschauer. Kein Wunder, es ist naßkalt, man friert sich den Arsch ab, und dann noch der Gegner: VFL Wolfsburg, eine der unattraktivsten Mannschaften der Liga. Eine sogenannte graue Maus, die in Grünweiß spielt. Ich meine mich dunkel zu erinnern, daß ich in meinem früheren Leben, als ich noch verfügbar und zuweilen sogar hellwach war, einmal nach Wolfsburg gereist bin.

Die Eintracht gastierte dort im alten Stadion, das bald darauf abgerissen wurde, eine fürchterliche Bruchbude mit versifften Sitzen und einem durchgeknallten Stadionsprecher, der bei seinen Versuchen, für Stimmung zu sorgen, immer mehr in Ekstase geriet. Er hüpfte über den Rasen, der ein Acker war, er gestikulierte, schrie, ließ den Zopf kreisen, zu dem er sein schuppig schütteres Haupthaar gebündelt hatte, wischte sich den Schweiß mit seinem VFL-XXL-Trikot ab, forderte die Zuschauer auf, für ihre »Wölfe« durchs Feuer zu gehen. Die aber dachten gar nicht daran, sie beäugten ihn teilnahmslos, und erst als er sich zwischen zwei Fingern den Nasenrotz abschlagen wollte und dabei, windbedingt, seine eigene grünweiße Jogginghose traf, was ihn kurzfristig so aus dem Konzept brachte, daß er sich in seinem Mikrokabel zu verheddern drohte, kam ein wenig Frohsinn auf. Der Wolfsburger hat ein schweres Los, lernte ich damals, jeden Tag und mehr noch in den zähen niedersächsischen Nächten wird ihm schmerzlich klar, daß er in Wolfsburg lebt. Ein grauer Nachmittag, damals in Wolfsburg, ähnlich wie heute, und soweit ich weiß, stand die Eintracht nach dem Spiel als Absteiger fest. Es war aber auch eine unterbelichtete Truppe, damals. Nicht wirklich erstligatauglich und für jeden hartgesottenen Fan eine Zumutung, die er aber überstand, so wie er zuvor schon so vieles andere überstanden hatte – uns bringt nichts um.

Caroline hatte gelächelt, als ich ihr, warum, weiß ich nicht mehr, von meiner Vorliebe für Wolfsburg erzählte. Sie verstand nichts von dem, was ich ihr sagte, aber ihr war etwas aufgefallen: »Wie lebhaft Sie sind, Rafael, wenn Sie aus der Welt Ihres Fußballs berichten«, sagte sie. »Das gibt mir zu denken.«

»Ja?«

»Nun, einerseits zeigt es mir, daß Sie sich, wenn auch auf etwas bizarre Weise, noch zu begeistern vermögen. Andererseits wird mir klar, wie viel Sie vom wirklich Wichtigen

in der Welt bereits ausgeblendet haben. Das schmale Areal an Wohnlichkeit, das Sie sich, fast könnte man meinen: in einem Akt der Verzweiflung, als Privatbesitz zurechtgemacht haben, gleicht vermintem Gelände. Sie verteidigen es, auch wenn Sie gar nicht angegriffen werden.«

»Aber Caroline«, sagte ich, »warum machen Sie sich solche Sorgen um mich? Ich bin gerne bei Ihnen.«

»Und warum sind Sie gerne bei mir?«

»Weil ich dich liebe!« dachte ich. Kann sein, daß ich es auch sagte, es rutschte mir raus, war aber wohl nicht zu hören, denn draußen rumpelte gerade die Wendländer Müllabfuhr vorbei. »Wie bitte?« sagte Caroline. »Ich hab' Sie gerade' nicht verstanden.«

»Nicht so wichtig«, sagte ich verlegen. »Wenn Sie Ihre Praxis in Wolfsburg hätten, wüßten Sie nicht mehr, wo Ihnen der Kopf steht, so viel hätten Sie dort zu tun. In Wolfsburg, mein' ich.«

Das Spiel wird eng, das ist schon nach zehn Minuten zu sehen. Geplänkel im Mittelfeld, kaum Torchancen, schon gar nicht auf Wolfsburger Seite. Das muß aber nichts heißen, wie man weiß. Vor vierzehn Tagen hat eine Mannschaft in Frankfurt gewonnen, der ich ähnlich zugetan bin wie dem VFL Wolfsburg: Hannover 96. Haushoch war die Eintracht überlegen, achtzig Prozent Spielanteile, wie die Statistiker hinterher herausfanden; ein Angriff nach dem anderen waberte Richtung 96er Tor, in dem ein guter, etwas maskenhaft wirkender Keeper namens Enke stand, der hielt alles, wobei er sich gar nicht mal groß anstrengen mußte, denn das Sturmspiel der Eintracht war zwar bemüht, aber nicht zwingend. So kam es, wie es kommen mußte: ein Sonntagsschuß am Samstag entschied das Spiel, schlug aus knapp 25 Meter im Eintracht-Tor ein, oben im Winkel, aber ich fand ihn trotzdem nicht unhaltbar – schließlich verstehe ich was davon, denn ich habe selbst mal im Tor gestanden. Ungelogen.

»Das ist es, was ich Sie schon immer mal fragen wollte«,

sagte Caroline. »Sie haben tatsächlich Fußball gespielt?«
»Ja. Sie sagen das so komisch. Glauben Sie mir etwa nicht?«
»Nein, tut mir leid, Rafael. Wenn ich Sie so vor mir sehe, mit Kappe und Trikot und dem kleinen Bäuchlein darunter, dann ...«
»Ich habe kein Bäuchlein, merken Sie sich das. Bitte«, sagte ich streng. Mit Bemerkungen über mein Äußeres kann man mich noch immer ärgern, obwohl ich an sich doch ein glücklicher Mensch bin, der nur das Pech hat, in einem unglücklichen Leib zu stecken. Ich weiß, daß ich längst nicht mehr gut aussehe, meine Jugend habe ich zu den Erinnerungen genommen. Ab einem bestimmten Zeitpunkt, den ich, wenn gewünscht, sogar näher beschreiben könnte, begann ich damit, mich gehenzulassen. Ich bin darauf nicht stolz, hätte es lieber anders gehabt. Aber es ging nicht. Seither lege ich Wert darauf, daß andere sich nicht unaufgefordert über mein Äußeres verbreiten. Das mache ich, bei Bedarf, lieber selbst. »Doch«, sagte Caroline. »Sie haben zugenommen, Rafael. Ich glaube, daß Sie zuviel trinken.«
»Und ich glaube, daß Sie zuviel reden«, sagte ich.
»Jetzt sind Sie beleidigt!«
»Ja«, sagte ich. »Sie wollen mir helfen und machen sich lustig über mich. Das ist nicht fair.«
»Ich mache mich doch nicht lustig über Sie, Rafael. Wenn ich sage, daß Sie ein ganz kleines Bäuchlein haben und die Vermutung äußere, daß Sie möglicherweise zuviel trinken, dann ist das doch nicht böse gemeint. Im Gegenteil. Seien Sie nicht so empfindlich, Rafael. Lassen Sie sich helfen.«
»Heute nicht mehr«, sagte ich, rollte mich vom Sofa und ging. Als ich auf der Straße stand, tat es mir schon wieder leid. Ich hätte es ihr sagen können, aber dazu konnte ich mich nicht aufraffen. Wenn ich beleidigt bin, fühle ich mich wie ein leergeräumtes Brauhaus. Ich schaute zu ihren

Fenstern hoch, überlegte, dabei gab es eigentlich nichts zu überlegen. Es war wie so oft: Ich war unsanft daran erinnert worden, daß ich mich nicht leiden kann. Ich hätte dagegen angehen können, ach wie lange schon hätte ich dagegen angehen können. Aber ich tat es nicht, kam auch so über die Runden. An diesem Tag kehrte ich nicht mehr zu Caroline zurück.

Ich begab mich ins Café Schnitzler, trank dort drei Wendländer Bier (Urtyp hell). Danach fühlte ich mich besser. Ich nahm einen Bierdeckel, schrieb »Tut mir leid. R.« darauf und versenkte ihn im Briefkasten von Dr. Caroline Jaga. Der Bierdeckel plumpste auf den Grund des Briefkastens, und da hätte ich ihn am liebsten wieder herausgefischt. Wenn Caroline nun bei mir anrief, weil sie mich mißverstanden. Vielleicht verriet ihr mein Schriftzug eine Gefühlsinnigkeit, die ich lieber für mich behalten hätte. Ich wollte darüber nicht reden. Wer sich mit den fahren so kunstvoll abgeschottet hat, will sich nicht mehr knacken lassen.

Die Eintracht ist hoch überlegen, aber man sieht, daß ihren Angriffen die Effektivität fehlt. Die Wolfsburger spielen so, wie ich mir einen Absteiger vorstelle, lahm, holprig, harmlos. Benjamin Köhler bringt fast von der Eckfahne eine Flanke vors Tor. Amanatidis köpft, die Zuschauer haben schon den Torschrei auf den Lippen. Ich auch, aber der Wolfsburger Torwart Jentzsch bringt noch eine Hand an den Ball und dreht ihn über die Latte. »Scheiße!« rufe ich. Das Telefon klingelt. Ich nehme den Hörer ab. »Jetzt nicht«, sage ich, »wir haben zu tun!« Zur Halbzeit steht es 0:0. Ich friere. Dennoch gehe ich hinaus auf die Terrasse. Das Schneetreiben hat aufgehört, verwaschener Himmel, ein stöbernder Wind, der die Körperöffnungen sucht. Als ich um die Ecke schaue, sehe ich den Künstlerhof als verlassenes Areal. Alles verdächtig ruhig. Was ist mit den Russen los? Für einen Moment habe ich die Hoffnung, daß sie abgeholt worden sein könnten, noch vor ihrer

Zeit. Ich rauche ein Zigarillo, blase den Rauch hastig aus, trete auf der Stelle. So sehen Spieler aus, die darauf brennen, eingewechselt zu werden. Der Wind sägt mir über den Kopf, und ich merke, daß er ungeschützt ist. Ich habe die Kappe nicht auf. Vorhin hatte ich sie doch noch, oder nicht. Eine meiner bewährten, hausgemachten Horrorvorstellungen: Meine Eintracht-Kappe, an der doch eine Geschichte hängt, ist mir abhanden gekommen, und ich habe es nicht mal gemerkt. Weil ich ja dümmer werde, zerstreuter, fahriger. Das wenige, was mir noch zu denken gibt, nimmt mich so in Beschlag, daß ich Mühe habe, auf das Wesentliche zu achten. Zum Beispiel, daß mir die Kapp' auf dem Kopf sitzt, wo sie hingehört.

...

Die Eintracht-Kappe ist der Deckel auf dem Topf meines Lebens. Lachen Sie nicht. Ich stürmte in Carolines Praxis, ein dicker Mann lag auf ihrer Couch und erzählte von schweinischen Gedanken, die ihn unablässig heimsuchen und eine geregelte Arbeit unmöglich machen. »Haben Sie meine Kappe?« rief ich. »Aber nein«, sagte Caroline lächelnd. »Sie sind ja richtig in Panik, Rafael.«

»Lachen Sie nicht!« sagte ich, schlug die Tür hinter mir zu und hastete ins Café Schnitzler. Man kennt mich dort, schätzt auch meine Trinkgewohnheiten, hält mich ansonsten aber eher für einen komischen Vogel. Ich kann damit umgehen. »Hab' ich meine Kappe bei Ihnen liegen gelassen?« fragte ich den Wirt, der beim Bierzapfen oft seltsame Grimassen schneidet. »Ja.« Er deutete hinter sich. Da war das Symbol meiner Existenz, es hing über dem Weinbrandspender mit der verwitterten Aufschrift Asbach Uralt. »So was klaut hier keiner«, sagte der Wirt.

Es kam dann, wie es kommen mußte. An so einem Tag. Gerade hatte ich meine Kappe wiedergefunden, sie lag auf dem Spülkasten in der Gästetoilette. Das hätte mir schon zu denken geben müssen. Wenig später bekommen die harmlosen Wolfsburger einen Freistoß zugesprochen,

Torentfernung ungefähr dreiundzwanzig Meter, halblinke Position. Nikolov stellt die Mauer, ich habe ein un gutes Gefühl. In diesem Augenblick klingelt es an der Tür. Mike Hanke läuft an und hämmert den Ball – ins Tor. Nikolov ist nah dran, aber nicht nah genug. In der Zeitlupe ist zu sehen, daß er mit der linken Hand zum Ball geht. Warum das, mit rechts wäre er noch drangekommen. Ich bin stocksauer. Wieder klingelt es, diesmal fordernder und heftiger. Ich gehe zur Tür, öffne. Es ist Tom. »Du Idiot!« sage ich zu ihm. »Das war die Torwartecke. So ein Ei muß man halten, Nikolov!«

Nun gut. Es kam dann doch nicht so schlimm, wie ich in diesem Moment befürchten mußte. Die Eintracht schaffte noch den Ausgleich. Ein einfacher Spielzug, Patrick Ochs (oder war es DuRi Cha?) geht über rechts, wird nur halbherzig angegriffen und kann fast von der Eckfahne flanken. Butterweich, Amanatidis braucht nur noch den Kopf hinzuhalten, 1:1. Warum nicht gleich so. »Du mit deinem Fußball-Tick«, sagt Tom. »Schnauze!« sage ich, denn nun passiert das gänzlich Unerwartete: Die Wolfsburger, die vom schnellen Ausgleich doch eigentlich geschockt sein müßten und unter den Angriffswellen der Eintracht einknicken sollten, übernehmen auf einmal das Kommando. Sie werfen alles nach vorne. Meine Jungs geraten immer mehr ins Hintertreffen, stehen zu weit weg von ihren Gegnern, verlieren die Ordnung. Die Grünweißen setzen sich in der Eintrachthälfte fest. »Das darf doch nicht wahr sein!« rufe ich.

»Was darf nicht wahr sein?«

»Du störst«, sage ich, »merkst du nicht, wie du störst? Was willst du überhaupt?«

»Wir waren verabredet«, sagt Tom. »Hast du das schon wieder vergessen?«

»Ich merke mir nur die angenehmen Dinge«, sage ich.

»Das hat sich bestens bewährt.«

»Wir wollten miteinander reden«, sagt Tom, »ein Krisen- und Schlichtungsgespräch.«

»Wieso, hast du eine Krise?«

»Ich nicht. Aber du, weil man sich ständig über dich beschwert.«

»Aha«, sage ich, »haben sich die beiden bekloppten Russen wieder bei dir aus geweint. Du solltest sie nach Sibirien in ihren Gulag zurückschicken.«

»Siehst du, das ist es, was ich meine. Ständig schlägst du diesen menschenverachtenden Tonfall an. Man könnte fast meinen, du bist Rassist.«

»Ich bin kein Rassist«, sage ich würdevoll. »Ich bin Fan der Frankfurter Eintracht!«

»Ist das nicht dasselbe?«

Spätestens jetzt hätte ich Tom rausschmeißen sollen. Aber ich muß an dieser Stelle etwas klarstellen: Tom, der künstlerische Leiter des Künstlerhofs, ist kein schlechter Kerl. Für seine Künstler geht er durchs Feuer. Er verteidigt sie, auch wenn sie gar nicht angegriffen werden. Und hält sie, ohne Ansehen der Person, für bedeutend. Es sind allesamt Genies auf seinem Künstlerhof, hochbegabte, sensible Kreative, die in Schreien noch mehr unnütze Werke schaffen sollen, die kein Mensch braucht. Wenn ich noch Künstler wäre, würde Tom auch für mich durchs Feuer gehen. Manchmal wünsche ich mir schon, daß mein Leben anders verlaufen wäre und ich nicht so schnell aufgegeben hätte. Damals.

»Ich hab' nichts gegen euch«, sage ich. »Ich mag die russische Seele, ich mag das weite unermessliche Land, aus dem ihr kommt. Soweit ich informiert bin, ist es wunderschön, dieses weite unermessliche Land, warum mußtet ihr es verlassen. Nur weil man euch, keiner weiß warum, Stipendien zugeschoben hat? Wie kann man nur so geldgeil sein!«

Wir sitzen im Haupthaus beisammen, Tom, Oleg, Jurij

und ich, und sollen nun unser Krisen- und Schlichtungsgespräch führen. Ich bin ganz entspannt, das Spiel ist 1:1 ausgegangen, haben wir einen Punkt gewonnen oder zwei verloren, es wird sich erst am Saisonende herausstellen. An sich muß man ja gegen Wolfsburg gewinnen. Andererseits hätte das Spiel auch 0:1 wie gegen Hannover ausgehen können. Also habe ich mir Zufriedenheit verordnet. Oleg und Jurij, die einen ordentlichen Sicherheitsabstand zwischen sich gelassen haben, schauen mich finster an. Ich lächle. Tom scheint nervös zu sein, seine Finger trommeln auf dem Tisch.

»So ist er«, sagt Jurij, »macht immer Stimmung gegen uns. Beleidigt uns, wo er kann.«

»So würde ich das nicht sehen«, sage ich.

»Wie würdest du es denn sehen?« fragt Tom.

»Halt die Hand still«, sage ich, »du machst mich ganz nervös mit deiner dämlichen Trommelei. Ich habe nichts gegen Russen, ich habe nichts gegen sogenannte künstlerische Leiter von sogenannten Künstlerhöfen. Damit das mal klar ist, ihr Säcke. Wogegen ich etwas habe, sind Lärmterroristen, die sich als Komponisten ausgeben und dafür noch Alimente beziehen. Sie stören meinen Seelenfrieden, sie stören den Frieden einer ganzen ansonsten eher verschnarchten Region.«

»Wenn es dir hier nicht gefällt, solltest du wegziehen«, sagt Oleg.

»In der Tat«, sagt Tom. »Keiner hat dich gezwungen, auf dem Künstlerhof Quartier zu nehmen.«

»Warum soll ich wegziehen, wenn ihr auch wegziehen könnt? Nach Dagestan zum Beispiel, nach Wolfsburg oder in die versifften Plattenbausiedlungen von Moskau, aus denen man euch eines unglückseligen Tages in die Freiheit entlassen hat.«

»Du bist eine absolut lächerliche Figur«, sagt Jurij. »Hast du dich schon mal im Spiegel gesehen? Mit deinem beschuerten Trikot und der Kappe auf dem Kopf. So läuft

doch kein normaler Mensch rum.«

»Nur kein Neid«, sage ich, »im Gegensatz zu euch Pen-
nern bin ich immer gut gekleidet. Ihr aber, ihr degenerier-
ten Arschgeier, die ihr keine Hemmungen habt, euch
rund um die Uhr aushalten zu lassen...«

»Halt!« sagt Tom. »So geht das nicht weiter.« Er steht auf,
geht in die Küche und kommt mit einem Tablett zurück,
auf dem zwei Literflaschen Vodka und vier Gläser stehen.
»Ich habe diesen ungünstigen Gesprächsverlauf vorherge-
sehen und mir entsprechende Gegenmaßnahmen über-
legt. Die Zeit des argumentativen Feinschliffs ist vorbei,
wir wollen uns nun aufs Wesentliche konzentrieren.«

Es wurde dann doch noch gemütlich. Nach der ersten Fla-
sche Vodka brüllte Jurij: »Eintracht! Eintracht! Scheiß ein
Tor!« Oleg hatte meine Kappe auf und sang die Vereins-
hymne »Im Herzen von Europa«, während Tom besorg-
niserregend schräg dreinblickte, sich an der Tischkante
festhielt und etwas von einem »hochbedeutsamen lyri-
schen Intermezzo« brabbelte, das uns allen, »wendland-
und weltweit« bevorstehe. Der Weg nach Hause kam uns
weit, sehr weit vor, draußen regnete es, die Eulen flogen
an diesem denkwürdigen Tag schon vor Einbruch der
Dämmerung, und sie flogen tief. Wir hatten uns einge-
hakt, und einer war, wie es jede gutgemeinte Ethik vor-
sieht, des anderen Stütze.

Aus »Reif für die Ewigkeit.
Kierkegaard und die Kunst der Selbstfindung«

Für den Erwerb von Schwierigkeiten

Wer mit Zweifeln umzugehen weiß und sich trotzdem sein persönliches Gottvertrauen erarbeitet, nimmt die Widersprüchlichkeit der Existenz an – auf beträchtlichem Niveau. Es ist eine Verbeugung vor den Gegensätzen, die Kierkegaard verlangt: Endlichkeit und Unendlichkeit ragen unmittelbar in unser Dasein hinein und müssen ausgehalten werden. Dabei kann der Mensch, den die Zweifel wie eine heimtückische, nichttherapierbare Krankheit befallen, auch ver-zweifeln – er ist gefangen in einer Einsamkeit, für die es keine Erklärung gibt. Diese Einsamkeit, die sich als *stille Verzweiflung* begreifen läßt, wird jeder Existenz wie ein Prüfsiegel aufgedrückt, in dem bereits, in geheimer Gravur, das Haltbarkeitsdatum der Persönlichkeit enthalten ist. Der Mensch, zurückgeworfen auf sich selbst, kann seine Einsamkeit mit Verachtung strafen oder verleugnen – entkommen kann er ihr nicht. In einer Tagebuchaufzeichnung aus dem Jahre 1844 hat Kierkegaard die *stille Verzweiflung* scheinbar amüsiert als ein Gleichnis erzählt, das die wiederkehrende Geschichte von Vater und Sohn erzählt, die nicht mehr aus dem Kreisgang ihres Denkens herauskönnen: »Es waren einmal ein Vater und ein Sohn. Beide geistig sehr begabt, beide witzig, besonders der Vater. Jeder, der ihr Haus kannte und dort verkehrte, fand sicherlich, daß es sehr kurzweilig war. Im allgemeinen disputierten sie und unterhielten sich miteinander nur wie zwei gute Köpfe, und nicht als Vater und Sohn. Ganz selten einmal, wenn der Vater den Sohn betrachtete und sah, daß er sehr kummervoll war, da stand er still vor ihm und sagte: Armes Kind! Du steckst in einer stillen Verzweiflung. (Aber er befragte ihn niemals näher,

ach!, das konnte er nicht, denn er steckte selber in einer stillen Verzweiflung.) Sonst wurden niemals zwei Worte über diese Angelegenheit gewechselt.« Eine unausgesprochene Einverständigkeit herrscht zwischen Vater und Sohn. Über sie muß, auch aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht groß geredet werden, denn es steht zu befürchten, daß eine beiläufige, scheinbar absichtslos begonnene Rede, in der Verdrängtes und Untergründiges mitschwingt, zur unendlichen Geschichte wird, aus der man so schnell nicht mehr freikommt. Der Gemütszustand, den man damit erreicht, ist ein prekärer, er schwebt zwischen leiser Trauer und unerklärlicher Fröhlichkeit. »[...] der Vater und der Sohn waren vielleicht zwei der schwermütigsten Menschen, die seit Menschengedenken gelebt haben. – Von hier stammt das Wort: *die stille Verzweiflung*. Es ist sonst niemals angewandt worden; denn man hat im allgemeinen eine andere Vorstellung von Verzweiflung. Sobald der Sohn dies Wort nur bei sich selber erwähnte: »die stille Verzweiflung«, brach er immer in Tränen aus, teils, weil es so unerklärlich erschütternd war, teils, weil er sich an die bewegte Stimme des Vaters erinnerte, da er, wie alle Schwermut, lakonisch war, aber auch das Gewichtige der Schwermut besaß.« Vater und Sohn schweigen im Gleichklang; nur nicht rühren am unausgesprochenen Befund, der für beide gilt, also eine Art Erbkrankheit anmahnt: »Und der Vater glaubte, er habe die Schwermut des Sohnes verschuldet, und der Sohn glaubte, er habe die Schwermut des Vaters verschuldet; darum sprachen sie nie miteinander. Und jener Ausruf des Vaters war ein Ausruf seiner eigenen Schwermut, so daß er, als er es sagte, mehr zu sich selber sprach als zu dem Sohne.«

Die stille Verzweiflung wird zu Kierkegaards Leitmotiv, sie nistet sich bei ihm ein, übernimmt seine Stimmungen, in denen eine verlässliche Schwermut den Ton angibt, die je-

doch, erfreulicherweise, so schwer nicht ist, um ihrem Urheber, der zudem die Deutungshoheit in Sachen ironischer Selbstbetrachtung behält, nicht auch anhaltende Momente begründeter Heiterkeit zuzugestehen. Als Schwermuts- und Verzweiflungskünstler hat Kierkegaard einiges zu bieten: Er bekennt sich zum Wechselbad der Gefühle und durchlebt das ganze Spektrum aufsässiger Melancholie, die jederzeit, erleuchtungsgleich, umschlagen kann und zur unbändigen Freude wird. Auch der Witz resultiert aus der Verzweiflung; der Ernst des Lebens ist ernst genug, um als Grotteske durchgehen zu können.

Eine Zeitlang versucht sich Kierkegaard zudem in unerschrockener Lebensbejahung. In den Straßen von Kopenhagen tritt er als Flaneur auf, als dänischer Sokrates, dem es weniger um gemeinschaftlich erzielte Einsichten als um die Duftmarken des Spotts geht; er hockt in Cafés, übt den scharfen Blick, bricht in unmotiviertes Gelächter aus, zieht Grimassen, beschriftet Papier, so als müsse er über jeden der Anwesenden ein unfreundliches Psychogramm verfertigen – und scheint bei all dem geflissentlich zu übersehen, daß die Leute ihn längst für eine komische Figur halten, ein Vatersöhnchen aus reichem Hause, das einen theologischen Spleen pflegt, sich auf nutzlose Weise literarisch betätigt und das väterliche Erbe durchbringt. Dabei weiß er nur zu gut, was man über ihn denkt; er beklagt sich darüber, was sich allerdings oft genug anhört, als fühle er sich geschmeichelt. Mit Ironie geht Kierkegaard professionell um; er bezieht die eigene Person mit ein, kann über sich selbst lachen, was wiederum in versierter Kehrtwendung zurückführt zur stillen Verzweiflung. Wenn andere über ihn lachen, findet er das weniger lustig. Von den Journalisten, im besonderen einem Satireblatt namens *Der Corsar*, das ihn zum Gegenstand anspruchsloser Karikaturen macht, wähnt er sich regelrecht verfolgt. Er eröffnet einen Kleinkrieg gegen die »Journaille«, den er

nicht gewinnen kann; sein Scheitern ist bereits an der Wahl der Waffen abzusehen. Kierkegaard plakatiert die Würde des geistigen Persönlichkeitsrechts; seine Gegner setzen ihm alberne Hüte auf, malen seinen Buckel nach und ziehen ihm eine Nase. In einem Rechenschaftsbericht, der geschrieben wurde, als er noch nicht im Feindesland festsaß, hat Kierkegaard dargestellt, wie er, der Müßiggänger, dazu kam, Schriftsteller zu werden und den Leuten auf die Nerven zu gehen: »Ich muß dem verehrten Publikum berichten, wie ich Autor wurde. Die Geschichte ist ganz einfach, weil ich keineswegs eine Vision hatte, noch einen Traum, noch die Inspiration eines Genies, noch sonst etwas derartiges. Ich hatte einige Jahre als Student mit Nichtstun verbracht, hatte gelesen und etwas nachgedacht [...], aber meine Faulheit war überwältigend gewesen.« Ein unscheinbares Erlebnis hilft ihm, dieser Faulheit entgegenzutreten und seine bisherige Existenz in Frage zu stellen. Dabei spielt auch die Zeit eine Rolle, von der man in jungen Jahren unendlich viel zu haben meint, während sie später, wenn es enger wird im Erwartungshorizont des Menschen, als kostbares Gut erscheint und nach ökonomischem Umgang verlangt. »So saß ich vor Jahren an einem Sonntagnachmittag in einem Cafe in Frederiksberg Have, rauchte meine Zigarre und schaute mir die Dienstmädchen an, da kommt mir plötzlich folgender Gedanke: Du verträdelst deine Zeit, ohne für irgend jemanden nützlich zu sein. Ein Genie nach dem andern taucht auf und erleichtert das Leben, die Weltgeschichte und die Beziehung zur ewigen Seligkeit! – Und was machst du? Könntest du nicht auch eine Idee haben, womit du den Zeiten dienen könntest?« Die dazugehörige Idee, mit der man, zumindest im vorläufigen Planspiel, für Furore sorgen kann, ist schnell gefunden; für Kierkegaard klingt sie einleuchtend, andere haben damit bis heute ihre Schwierigkeiten: »Da kam mir ein Gedanke: Wie wäre es, wenn ich mich hinsetzen und alles so schwer

wie möglich machen würde? So sollte man in jeder Hinsicht dienen. Auch wenn die Zeiten keinen Ballast benötigen, würde ich von all jenen geliebt werden, die alles so leicht machen, denn wenn es keinen gibt, der es erschwert, – dann wird alles gar zu leicht. – Von dem Augenblick an habe ich meine Arbeit genossen. Diese Arbeit ist unterhaltsam, denn ich habe kein Geld damit verdient, sondern nur Geld verbraucht. Man kann nicht von den Leuten verlangen, daß sie Geld für den Erwerb von Schwierigkeiten ausgeben sollen ...«

»Wer oder was ist dieser Sören Kierkegaard? Das werden sich all die Tausende fragen, die von ihm und seinen dicken Wälzern gehört haben. Verehrte Leser, Magister Sören Kierkegaard ist ein menschliches Wesen auf zwei Beinen, wie wir auch. Wie er ist, als Mensch und als Schriftsteller, das läßt sich am besten mit einem Beispiel erläutern. Kierkegaard geht auf der Gothersgade spazieren, da stürzt ein Mann und bricht sich ein Bein, direkt vor dem Gemüseladen, vor dem erst vor kurzem eine Frau einen Unfall hatte. Unser Magister wird augenblicklich stehenbleiben und folgende Beobachtungen anstellen: 1. daß sich Furcht und Überraschung im Gesicht des Manns widerspiegeln, als er fiel; 2. daß der Mann es mit der Angst zu tun bekommt, als er aufstehen will und merkt, daß ein Bein ihm nicht gehorcht, weil es gebrochen ist; 3. daß er Schmerz in seinem Bein verspürt und daß der Schmerz alle anderen Ausdrücke, die sich in seinem Gesicht widerspiegelten, verjagt. Jetzt aber wäre es an der Zeit, dem Mann zu helfen. Doch da setzt die zweite Phase der Beobachtungen ein:

1. daß die Leute zur Unfallstelle drängen und verwirrt sind;
2. daß sie Fragen an den Verunglückten richten und ihm Vorschläge machen, wie man ihn am besten vom

Unfallort hinwegschaffen kann; 3. daß man auf die Stadt flucht, die es versäumt habe, Asche auf den Gehweg zu streuen, und daß man auf die Nachbarn flucht, weil sie es ebenfalls vergessen haben. Sobald alle Beobachtungen zu einem Ende gekommen sind, geht unser Magister nach Hause, um dort alle Beobachtungen aufzuschreiben. Lieber Leser, du hältst den Magister in Ehren und erwartest nun, daß er etwas zum Nutzen aller tun, sich hinsetzen und einen Artikel über glatte Gehsteige schreiben wird, oder daß er uns zum Lachen bringen will und eine Geschichte über den Unfall, über Leiden, Tod und Wiederauferstehung schreiben wird. Nein, weit gefehlt; er geht nach Hause und schreibt folgende Sätze: ›Wenn der Hegelianer das Paradox dadurch erklärt, daß er es aufhebt, und jetzt bewußt weiß, daß es aufgehoben ist, daß also das Paradox nicht das wesentliche Verhältnis der ewigen Wahrheit zu einer Person ist, die an der äußersten Grenze ihrer Existenz existiert, sondern nur ein zufälliges Verhältnis zu den einfältigen Köpfen, dann gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Hegelianer und dem Einfältigen, wodurch aber in die Existenz als ganzes Verwirrung kommt.‹ Lieber Leser, so sprach er in seinem letzten Buch über schwache Köpfe, aber du wirst sicherlich sofort einsehen, daß dies auch auf schwache Beine zutrifft.«

Der Corsar

»Was ist Freude, was ist Fröhlichkeit? Es ist, daß man in Wahrheit sich selbst gegenwärtig ist; aber daß man sich selbst in Wahrheit gegenwärtig ist, es ist dies ›Heute‹, dies, daß man heute ist, daß man in Wahrheit heute ist. Und in eben dem Maße, in dem es wahrer wird, daß du heute bist, in eben dem Maße, in dem du im heute Sein dir selbst immer mehr ganz gegenwärtig

bist, in eben diesem Maße ist des Unheils Tag, der morgende Tag, für dich nicht da. Die Freude ist die Zeit, die eben jetzt ist, wobei der ganze Nachdruck auf der eben jetzt seienden, der *gegenwärtigen* Zeit liegt. Deshalb ist Gott selig, er, der da ewig spricht: heute, er, der da ewig und unendlich sich gegenwärtig ist, in dem er heute ist [...]. Mithin, daß du ins Dasein getreten bist, daß du da bist, daß du ›heute‹ das zum Dasein Nötige empfängst; daß du ins Dasein getreten bist, daß du Mensch geworden bist; daß du sehen kannst, bedenke es, daß du sehen kannst, daß du hören, daß du riechen kannst, daß du schmecken kannst, daß du fühlen kannst; daß die Sonne scheint für dich – und deinetwegen, daß, wenn sie müde wird, dann der Mond aufgeht, und daß dann die Sterne angezündet werden; daß es Winter wird, daß die ganze Natur verkleidet, fremd tut – und das zu deiner Unterhaltung; daß es Frühling wird, daß die Vögel kommen in ungezählten Scharen – und dir zur Freude, daß das junge Grün aufsprießt, daß der Wald schön ausschlägt und Hochzeit hält – und das, um dich zu erfreuen; daß Herbst wird, daß die Vögel von dannen ziehn, nicht, um sich kostbar zu machen, o nein, sondern damit du ihrer nicht leid wirst, daß der Wald seinen Schmuck in die Truhe tut bis aufs nächste Mal, will heißen, damit du das nächste Mal dich freuen mögest«.

Kierkegaard

Aus »Frei nach Schopenhauer«

Unglaublich sesshaft

Als Prof. Dr. Egidius Fitzroy häufiger von dunklen, wenn gleich wohl eher unbehaglichen als unerträglichen Gedankenbildern heimgesucht wurde, machte er sich Sorgen. Er tat dies, seiner Physiognomie und seinen sonstigen Verrichtungen entsprechend, gemessenen Schrittes, wenn man das so sagen darf. Auch in seinen Überlegungen nämlich, die zum Pflichtprogramm des über ihn verhängten Lebens gehörten, bewegte sich Fitzroy am liebsten langsam, er verweilte gern hier und dort, ließ ganz einfach kommen, was kommen sollte. Der Mensch, war seine Überzeugung, ist ein Empfänger, kein Sendbote, er hat im Rahmen insgesamt bescheidener Möglichkeiten hellhörig zu sein, weil ihm sonst etwas entgehen könnte, das wichtig für ihn ist. Entgeht ihm dann aber tatsächlich etwas, weil er z.B. ein Tagesschläfchen zu viel hält oder sich anderweitig ablenken lässt – auch nicht schlimm; in seiner persönlichen Vorratshaltung, die er bis zum Ende mit durchzuschleppen hat, wird von geheimer Hand für Ausgleich und Ordnung gesorgt. Tatsächlich hatten Fitzroys private Visionen aber mit seinem Ende zu tun, an das er zuvor kaum einen Gedanken verschwendet hatte. Warum auch; schließlich gibt es ja kein unergiebigeres Thema als den Tod, der sich auch deshalb auf keine Diskussionen einlassen kann, weil er gar nicht so viele Lebenslichter ausblasen kann, wie anderswo angesteckt werden. Auch der Tod steht unter Rationalisierungsdruck, er muss liefern, stößt dabei als Kleinunternehmer aber immer mehr an seine Grenzen. Um das Bevölkerungswachstum einigermaßen in Grenzen zu halten, sind ergänzende, großflächig aufgezo gene Maßnahmen gefragt wie Kriege, Klimakatastro-

phen oder Seuchen. Fitzroy, der bei solchen Überlegungen immer ein wenig in sich zusammensackte und ein schiefes Lächeln aufsetzte, war allein, er durfte so etwas denken, politische Korrektheit war in seiner Praxis nicht gefragt, zumal sie auch seinem philosophischen Hauptsponsor Dr. Arthur Schopenhauer, nach dessen Lehre sich die Beratungsgespräche in diesen Räumlichkeiten richteten, nicht in den Sinn gekommen wäre.

Prof. Dr. Egidius Fitzroy verspürte vage Beklemmungen, wenn er an sein Ende dachte, sein massiger Körper sandte vorsichtige Warnsignale aus, kleine Übelkeitswellen etwa, die von unten nach oben rollten und sich bevorzugt in der Brustmitte festsetzten, unweit jenes Bereichs, in dem der unermüdlichste aller Dienstleister, das Herz, seinen Pflichten nachkam. Vor vielen Jahren, als er, für seine Verhältnisse, noch deutlich lebensfroher gewesen war, hatte er sich für die zweite Hälfte seines Lebens eine fast einfältig zu nennende Privatvision zurechtgelegt: Er war unglaublich sesshaft geworden, hatte eine Familie gegründet, die Tage vergingen in stiller Hurligkeit, in den Nächten schlief er den Schlaf des Gerechten. So verging die Zeit – was sollte sie auch anderes tun. Er wurde alt und älter, seine Frau, die ihm ein oder zwei anmutige Töchter geschenkt hatte, alterte mit ihm, was sich, in zusätzlich beruhigender Weise, auf ihr eheliches Geschlechtsleben auswirkte, dem die Leidenschaftlichkeit abhanden kam. Die gemeinsame Existenzführung wird dadurch jedoch nicht eingeschränkt, sondern kann noch geordneter ablaufen; Überraschungen sind immer noch möglich. Keine Überraschung war, dass Fitzroy dabei zusehends dicker wurde, er hatte dazu schon immer Talent gehabt, dem er in jüngeren Jahren noch Beschränkungen auferlegt hatte, die nun nicht mehr nötig waren, er durfte sich gehen lassen, was seine Frau, die insgesamt merkwürdig drahtig blieb, zunächst noch mit unfreundlichen Bemerkungen kommentierte, in der Folge aber nur noch gleichgültig zur

Kenntnis nahm – auch ein dicker Philosoph ist ein Philosoph, sagte sie, damit war dieses Thema für sie durch. Man kann nicht sagen, dass Fitzroy gerne dick war; glücklich fühlte er sich nicht dabei, aber wann hatte einer wie er sich schon glücklich gefühlt. Letztlich ging es nur darum, das Leben, dieses »Pensum zum Abarbeiten«, wie es sein philosophischer Einflüsterer Schopenhauer nannte, einigermaßen unbeschadet zu durchstehen, also gesund zu bleiben, was man auch mit beträchtlicher Leibesfülle konnte. Daraus wiederum ließ sich, bei wohlwollendem Bedenken, eine Art Hausmacher-Frömmigkeit beziehen, für die man keinen Gott benötigte, sondern nur ein Gefühl wohliger Sicherheit, das einem sagte: Es ist alles in Ordnung, du bekommst, was du verdienst, und danach sehen wir weiter, was dich aber dann nicht mehr interessieren muss. Er hatte sozusagen immer ein Licht am Ende des Tunnels vor Augen, durch den zu zwingen allerdings zunehmend mühsamer wurde; wäre er selbst nicht so zunehmend gewesen, hätte er es vermutlich leichter gehabt. Aber wer weiß.

So in etwa hatte sich Prof. Dr. Egidius Fitzroy die zweite Hälfte seines Lebens vorgestellt, die auch in etwa so eintraf, wie er sie sich ausgemalt hatte; zwar war ihm nicht vergönnt gewesen, eine Familie zu gründen, er hatte keine drahtige Frau, auch nicht ein oder zwei anmutige Töchter, aber sonst stimmte fast alles: Er wurde älter und dicker, die Leidenschaftlichkeit kam ihm abhanden, und er sah das tröstliche Licht am Ende des Tunnels. Nein. Er sah es eben nicht mehr, da war auf einmal nur noch das Dunkel am Ende des Tunnels. Obwohl dieser Umstand an sich kein Anlass zur Beängstigung sein konnte, schließlich ist alles, fast alles eine Frage der Wahrnehmung, und manche sehen, je nach Getränkezufuhr, nicht nur ein Licht und einen Tunnel, sondern deren vier oder fünf, fing Fitzroy, wie gesagt, an, sich Sorgen zu machen. Nicht um Gott, um den schon gar nicht, nicht um die Welt, um die es

bekanntlich nicht gut steht, sondern um sich selbst; so viel Eigennutz muss sein. Ein Verdacht war in ihm aufgekommen und wurde zur Gewissheit: Er war eben doch nicht gesund, sondern krank, der Druck in seiner Brust deutete auf ein geheimes Leiden hin, dem vermutlich nicht mehr beizukommen war. Fitzroy erhob sich schnaufend von seiner Tagesliegestatt, absolvierte ein paar wacklige Schritte in seinen Praxisräumen, von denen es am Ende der Wohntrasse in seine Privatgemächer überging; eigentlich kein Unterschied, er war hier wie dort zu Haus und unbehaust. Zugegeben, es war ein Privileg, auf so komfortable Weise wie er unglücklich zu sein, so luxuriös und abgeschirmt, aber gerade das erhöhte auch den in ihm aufgestauten Leidensdruck. Er seufzte, wischte sich zwei, drei dekorative Tränchen aus den Augen, die mit den Jahren kleine Sichtkrater um sich versammelt hatten. Nochmal die Praxisräume abgeschritten, keine Kunden, am Montag hatte er, nach dem Vorbild anständiger Friseure, Ruhetag. Gutes Stichwort, Ruhe, man soll es, gerade als denkender Mensch, mit der Bewegung nicht übertreiben, das untergräbt die Gesundheit, auch wenn die, wie in seinem Fall, ohnehin schon untergraben, ja womöglich längst in ihr bedrohliches Gegenteil umgeschlagen war. Er setzte sich an seinen Schreibtisch; der Bürostuhl mit flexibler Rückenlehne und variabler Sitzfläche war, musste man zugeben, für ihn inzwischen zu klein und zu eng geworden. Wieder holte er tief Luft, rasselte sein Atem nicht schon, wurde sein Herz nicht gerade von inwendig angreifenden Feinstichattacken heimgesucht? »Nein«, sagte er, »keine Panik.« Mit zunehmendem Alter gönnte er sich inzwischen auch eine Gepflogenheit, die ansonsten im Repertoire seines philosophischen Ratgeberprogramms unter der Rubrik *Beginnende Demenz, Warnzeichen* geführt wurde: er sprach mit sich selbst, besonders montags, wenn er Ruhetag hatte. »Nein«, wiederholte er. »Seien wir doch ehrlich. Es geht uns gut. Und besonders, dass ich diese

Praxis führen darf, habe ich gefälligst als Geschenk anzunehmen. Man kennt mich, man kommt zu mir, man hört auf mich. Kann man nicht sogar sagen, dass man mich schätzt und liebt?« Nein, konnte man nicht sagen, denn an dieser Stelle hatte er einen Frosch im Hals und krächzte nur noch. »Also, sagen wir so: Ich werde mehr geschätzt als geliebt, und dabei ist man gar nicht mal auf Praxisbesuche bei mir angewiesen, die im Übrigen leider immer noch nicht von der Kasse bezahlt werden, sondern kann sich schriftlich Rat von mir einholen, denn ich betreibe, wie Sie alle wissen (?), die Kolumne *Fragen Sie Fitzroy*, die bevorzugt Antwort auf Fragen gibt, die gar nicht gestellt wurden.«

Tatsächlich war Prof. Dr. Egidius Fitzroy Vorjahren zum philosophischen Lebensberater befördert worden, ohne dass er sich gegen diese, wie er fand, immer noch zweifelhafte Ehre länger als unbedingt nötig gewehrt hätte. Ihm war es damals geglückt, ein halbwegs erfolgreiches kleines Buch zu schreiben, dessen Titel *Praxis Dr. Schopenhauer - Was wirklich zählt im Leben*, ausgeheckt in der Marketingabteilung des Verlages, sich als so eingängig erwies, dass der Autor Fitzroy mit einem Mal bekannter wurde, als er sich fühlte, und mit Leuten in Kontakt kam, denen er bislang erfolgreich aus dem Weg gegangen war. So trat denn auch ein Beauftragter der Internationalen Schopenhauer Gesellschaft an ihn heran, der nach der Lektüre von Fitzroys Buch der naheliegenden Meinung war, dass es sich bei dem Verfasser um einen eingefleischten Schopenhauerianer handeln müsse, was aber nicht ganz stimmte, denn Fitzroy hatte sein

Philosophiestudium absolviert, ohne sich dezidiert zu einem einzelnen Philosophen zu bekennen oder gar die Mitgliedschaft in einer der dazugehörigen Verwertungs- und Bekennergemeinschaften anzustreben. Dass er dann sozusagen bei Schopenhauer hängengeblieben war, verdankte sich bei nüchterner Prüfung der Materiallage; von

allen Philosophen, die er gelesen hatte, was, musste er zugeben, dann letztlich doch nicht so ganz viele waren, wirkte der Frankfurter Einzelgänger am überzeugendsten: Schopenhauer, im persönlichen Umgang wohl eher ein Unsympath, wie Fitzroy fand, blieb nahe dran an den Dingen des Lebens, mit denen sich auch Nichtphilosophen auseinanderzusetzen haben. Die Weitsicht, die daraus zu beziehen ist, bleibt alltagstauglich, hält sich von Illusionen weitgehend frei und setzt stattdessen auf das Menschenmögliche, dem dabei allerdings etwas die Begeisterungsfähigkeit abhandenkommt. So oder ähnlich hatte Fitzroy in seinem Buch *Praxis Dr. Schopenhauer* argumentiert; es reichte, um die Aufmerksamkeit der Internationalen Schopenhauer Gesellschaft auf sich zu ziehen, die nicht nur über die Lehre des Meisters wacht, sondern auch an gesteigerter, über die Fachkreise hinausreichender Verbreitung interessiert ist. Man unterbreitete ihm ein Angebot, das, trotz der in den Satzungen festgehaltenen Verpflichtung zum sparsamen Umgang mit den Geldern der Gesellschaft, für die sich Schopenhauers eigene, gelegentlich etwas knauserig anmutende Haushaltsführung als Vorbild benennen ließ, auf die diskrete Finanzierung einer philosophischen Praxis hinauslief, die Prof. Dr. Egidius Fitzroy im Namen der Gesellschaft betreiben sollte. Gesagt, getan. Das Angebot kam Fitzroy gerade recht. Er, der von Haus aus ein kleines Erbteil sein eigen nannte, mit dem er pfleglich umgegangen war, so dass er nicht auf die Zwänge hektischer Erwerbstätigkeit angewiesen war, wollte sich ohnehin als Privatgelehrter und freier Autor niederlassen; dass ihm dafür nun eine Art Anschubfinanzierung nebst Unterhaltsbeihilfe zuteilwurde, konnte nur begrüßt werden ...

Wenn man auch noch so alt wird.

...

Sehr geehrter Herr Fitzroy!

Ich schreibe Ihnen und rede Sie dabei nicht mit Ihren Titeln an, was nicht ungehörig ist, sondern auf einer begründeten Vermutung beruht, die ich demnächst zur Gewissheit machen werde. Sie sind nämlich, lassen Sie mich das frank und frei sagen, weder Dr. phil. noch Professor, das entnehme ich gut recherchierten Unterlagen, die mir vorliegen.

Sie werden schon von mir gehört und gelesen haben: Mein Name ist Dr. Melanie Stahlknecht, ich war Drogen- und Suchtbeauftragte in der Landesregierung eines an Hessen angrenzenden Bundeslandes. Inzwischen bin ich im Ruhestand, der für mich allerdings ein Unruhestand ist, da ich noch viel vorhabe. Mein Interesse gilt mittlerweile nicht mehr nur der Suchtprävention und dem Kampf gegen eine allmächtige Alkohollobby, sondern ich bin auch – angeregt durch die Fälle eines eitlen fränkischen Landbarons und einer ehemaligen Bildungsministerin – akademischen Betrugsmanövern auf der Spur, von denen es viel mehr gibt, als der normale rechtschaffene Bürger meint. Der Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb ist von Grund auf verrotten; ehrliche Leistung zählt nicht mehr, es herrschen, wie in anderen Marktsegmenten auch, pure Käuflichkeit und freches Betrugsdenken vor. Wie gesagt: Im Zuge meiner Ermittlungen sind auch Sie in mein Visier geraten und werden demnächst wieder von mir hören.

Einstweilen freundliche Grüße
Dr. Melanie Stahlknecht

Geehrte Frau Stahlknecht, – (was für ein Name; der passt!) ... Ich danke für unfreundliche Zeilen. Nein, ich kannte Sie bisher nicht, habe auch, erfreulicherweise, noch nie etwas von Ihnen gehört. Das soll so bleiben. Beim Lesen Ihres Briefes habe ich mir, ohne es zu wollen, vorzustellen versucht, wie Sie wohl sein könnten, und bin

dabei im Bild einer alten, säuerlich dreinblickenden Dame hängengeblieben. Dass Sie Ihren Ruhestand durch diverse Denunziationen aufzumöbeln versuchen, dient vermutlich Ihrem seelischen Gleichgewicht; möge es erhalten bleiben, solange es noch betrugswillige und kaufkräftige Akademiker gibt. Sie sollten nur aufpassen, gnädige Frau, dass Sie bei einer Ihrer Treibjagden nicht selbst aus dem Hinterhalt erlegt werden; bekanntlich werden Jäger, gar nicht mal so selten, für Freiwild gehalten und unfreiwillig zur Strecke gebracht. Das wünsche ich Ihnen nicht, wäre aber durchaus in der Lage, mich darüber zu freuen.
Mit akademischem Gruß: Prof. Dr. Egidius Fitzroy

...

Einmarschieren!

Am Dienstag begaben sich die Friseure seufzend an ihre Arbeit, und auch Prof. Dr. Fitzroy musste seine Praxis wieder aufsperrn. Er tat es nicht gern, er tat es nicht ungerne. Scheißegal, sagte er sich, ein Kommentar, seiner unwürdig, aber absolut passend. Auf jeden Fall fühlte er sich dienstags immer besser als montags; neue Tatkraft, vorsichtig, sehr vorsichtig dosiert, setzte ihm zu. Ich werde gebraucht, sagte er sich. Von den andern werde ich gebraucht, nicht unbedingt von mir selbst. Beim wie so oft zu reich bestückten Frühstück hatte er noch das Wort an zwei, drei andere Gäste gerichtet, die nicht erschienen waren, er sprach also mal wieder mit sich selbst. Macht nichts, sagte Fitzroy, es schadet nichts, es ist nicht verboten, und solange man die Rede in eigener Sache auf die eigene Wohnung beschränkt, gerät man nicht in Verdacht, wunderlich zu sein. Oder gar dement, was ja angeblich immer früher vonstattengeht; schon kleine Kinder geben Anzeichen von Demenz zu erkennen, die man allerdings, aus pädagogischen Gründen, lieber übersieht

und stattdessen den Symptomen normaler Verhaltensgestörtheit zurechnet, von denen es inzwischen so viele gibt, dass Kinderpsychologen, Jugendversteher und Adoleszenzberater in den nächsten Jahrzehnten noch mehr als genug zu tun haben werden. Ich mag keine Kinder! sagte Fitzroy vor Zeugen, er hatte es schon öfter gesagt, und genau besehen war es auch immer nur ein Zeuge gewesen, vor dem er dieses Bekenntnis abgab, das kein Schwein interessierte. Wenn er sich dabei hätte sehen können, womöglich sogar in die Augen geschaut hätte, wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass er die Lippen bewegte und den Blick gesenkt hielt; da wollte sich einer, übers konspirativ Bekennerhafte hinaus, nicht erklären; Nachfragen waren nicht erwünscht. Er schniefte; ächzend erhob er sich vom Küchengestuhl. Der frühe Dienstagsmorgenelan kam ihm bereits wieder abhanden. Jaja, sagte er, wir haben es nicht leicht, und deswegen bin ich auch mit der Zeit, die ihr eigentliches Geheimnis niemals preisgeben wird, so schwer geworden. Nicht unbedingt gedankenschwer, sondern schwerlastend nach Art normaler Übergewichtiger. Ich werde abnehmen, sagte er, sagte es vorsichtshalber aber nicht zu laut, irgendwann werde ich abnehmen müssen. Aber wie macht man das, ohne Diät, Entsagung, Selbstquälerei. Also lieber erstmal weitermachen wie bisher. Noch passte er ja in seine Hosen, von denen jede einzelne, musste man zugeben, den Umfang eines Zeltes hatte. Na na na, rief Fitzroy, nicht übertreiben, so schlimm ist es ja nun auch wieder nicht. Er stand auf, begann damit, den Frühstückstisch abzuräumen. Durch eines der Fenster fiel ein Sonnenstrahl, der sich nicht beruhigen ließ; statt sich als kleine Lichtschneise festzusetzen, glitt er über den Boden, huschte an einer Wand hoch, streifte sogar, wie aus Versehen, Fitzroys rechte Gesichtshälfte, um dann wohl doch genug gesehen zu haben. Alles nicht so ergiebig, der Lichtstrahl verschwand, blieb aber in Erinnerung, da es vor dem Fenster dauerhaft hell

wurde. Ein schöner Tag, sagte Fitzroy, vielleicht sollte ich nach Abwicklung meiner dienstäglichen Sprechstunde ein wenig spazieren gehen. Am Main entlang, zum Beispiel, aber dort war es, anders als zu Dr. Schopenhauers Zeiten, fast immer unangenehm belebt und menschenvoll. Nichts für einen wie Fitzroy, der nicht gerne spazieren ging; darin unterschied er sich von seinem Philosophen, der angeblich mit schnellem Schritt und unter Beigabe brabbelnd vorgetragener Selbstgespräche regelmäßig seine Verdauungs- und Gesunderhaltungsgänge in Mainnähe absolviert hatte. Wenn's denn so war. Wir sind nicht dageigewesen, rief Fitzroy fröhlich, aber brabbelnd vorgetragene Selbstgespräche hab' ich auch im Programm. Ansonsten jedoch ließ sich eine zunehmende Distanz zu Dr. Schopenhauer beobachten, fanden Nichts Großes, eher Kleinteiliges, das sich zu gegebener Zeit in der Summe verselbständigen konnte. Und dann? Dann war er endgültig kein Mann mehr für die Internationale Schopenhauer Gesellschaft, die man zum jetzigen Zeitpunkt aber nicht aufschrecken musste, zumal sie pünktlich zahlte und ihn weitgehend in Ruhe ließ. Dennoch hatte Fitzroy, alberner Gedanke, schon zwei-, dreimal gedacht, dass er abgehört wurde, was, mit Blick auf seine Selbstgespräche, dann vielleicht doch gar nicht so abwegig war.

Was Sie sicher schon länger wissen wollten, aber nicht zu fragen wagten, rief er, das sollte jetzt auch der philosophische Abhördienst mitbekommen: Wie kommt man zu einem solch bescheuerten Namen, wie ich ihn zu ertragen habe. Fitzroy, das an sich ist ja schon einigermaßen daneben, aber dann noch Egidius. Mit einer solchen Namenskombination verabschiedet man sich entweder, vorsichtshalber und möglichst früh, aus dem Leben. Oder man entwickelt eine Gegenstrategie, die, in Anlehnung an Rilke, darauf hinausläuft, dass man sich, alle objektiven Gegebenheiten munter ausblendend, *so leicht wie ohne Namen* fühlt. Letzteres habe ich versucht, mir zu eigen zu

machen; ich fühle mich tatsächlich, zumindest theoretisch, so leicht wie ohne Namen; in der Praxis sieht das etwas anders aus, was aber nur an einem Körperbau liegt, der vieles sein mag, aber nicht leicht. Mein Vater war Engländer, müssen Sie wissen bzw. müssen es eigentlich nicht wissen, er arbeitete im britischen Konsulat, sofern man das, was er tat, überhaupt als arbeiten bezeichnen kann. Mit anderen Worten: Er war eine faule Sau, dem schon das vorsichtige Verschieben der Akten auf seinem Schreibtisch in körperliche Erschöpfungszustände versetzte. Kein Wunder, dass er bei seinem nicht ausgeprägten Bewegungsdrang dick wurde, ein Zustand – Fitzroy räusperte sich -, den er im genetischen Handstreich an seinen ersten und einzigen Sohn weitergab. Da half es auch nicht, dass er sich mit meiner Mutter paarte, einer wendigen, merkwürdig unfrohen Person, die sich als Sachbearbeiterin für Sachen, die keinen, zumindest keinen Kontinentaleuropäer interessierten, im gleichen Konsulat zu schaffen machte. Einmal kamen sie übereinander, und dabei kam ich heraus. Mit einiger Verspätung zwar, und in einen Geburtsvorgang gezwängt, der sich elend lange zog, weil meine unfrohe Mutter, wie mir gesagt wurde, mittendrin den Pressvorgang abbrechen wollte; zu anstrengend das Ganze, zu schmerzhaft, zudem war ihr eingefallen, dass sie ja gar nicht wusste, was sie sich da einhandelte. Mein Vater verfolgte die Geschichte seines Sohnes, die gerade erst begonnen hatte, aus gleichgültiger Distanz; er saß zu Hause in seinem Stammsessel, ein Möbelstück beeindruckenden Ausmaßes, und trank Whisky. Überhaupt war Whisky sein Grundnahrungsmittel; sooft er sein Glas zum Schlund führte, und das war sehr oft, erlitt er einen lustvollen Energieschock, der so gar nichts mit den beruflichen Anstrengungen des Tagesbetriebs zu tun hatte. Erfreulicherweise.

Es kann insgesamt nicht verwundern, dass wir nicht glücklich wurden miteinander, sagte Fitzroy zu seinen unbekanntem Zuhörern. Meine Eltern zogen mich auf, mehr schlecht als recht, meine Mitschüler zogen mich auch auf, da ihnen meine Physiognomie missfiel und ich überhaupt etwas Sperriges hatte, das quer zu ihrem Weltbild stand. Kurzum, ich hatte das, was später, in einem stehenden Terminus der psychologischen Klugscheißer, als unglückliche Kindheit bezeichnet wurde. Ich ließ mich davon allerdings nur unwesentlich beeindrucken; schon damals hatte ich das Gefühl, dass ich, fast so, als sei das ein verkapptes Geschenk, in mir selbst ruhte. Zudem nahm mein Schicksal noch eine günstige Wendung: Mein fauler, familienuntüchtiger Vater erbt, und zwar nicht gerade wenig. Er gab mich auf ein Internat, das damals in gutem Ruf stand, später jedoch als umstrittenes Etablissement galt, in dem die Lehrer sich etwas zu sehr um ihre Schüler kümmerten, wovon ich aber nichts mitbekam; wahrscheinlich war ich für keinen der Lehrer attraktiv genug. Danach siedelten meine Eltern nach Schottland über, wo sie, wenn sie nicht gestorben sind, auch heute noch hausen. Ein-, zweimal hab' ich sie besucht, sie begrüßten mich mit eingefrorener Miene, wiesen mir eines der vierundsechzig Gästezimmer zu, die es in ihrem Schloss gab, das allerdings insgesamt sehr eindrucksvoll war, was sogar ich zugeben musste. Auf einer Anhöhe gelegen, bot es den Blick auf karge, schwarzbraune Berge und einen langgestreckten See, in dem es, wie in jedem zweiten schottischen Loch, ein Seeungeheuer gab, das es vorzieht, sich nicht blicken zu lassen. Auch ich zog es vor, mich tagsüber nicht blicken zu lassen; meine Eltern nahmen es, hatte ich den Eindruck, wohlwollend zur Kenntnis. Die Mahlzeiten, die den Vorstellungen von schottischer Sparsamkeit und britischem Kochunvermögen entsprachen, nahmen wir gemeinsam ein, meistens schweigend, versteht sich,

nur mein Vater sagte ab und zu etwas, da er vom exzessiven Whiskyverzehr einen nervösen Reizmagen hatte und öfter Laut geben musste. Er rülpste, ein an sich bekanntes, in diesen Hallen aber höchst eigenartiges Geräusch, da es Hall und Geschwindigkeit aufnahm und sich anschließend weiterrollend zu vielfältigen schien. Apropos Whiskyverzehr: Erwähnte ich, dass mein Vater mich eigentlich Johnny Walker nennen wollte, eine Referenz an seine Hausmarke, der er, auch als er reich geworden war und sich viel teurere Single Malts leisten konnte, unbeirrt die Treue hielt, er bekam auch, wenn ich mich recht erinnere, Dankes- und Anerkennungsschreiben aus dem Hauptsitz der Destillerie sowie einige kleinere Geschenke. Die Namensbehörde, die über den Antrag meines Vaters, seinen Sohn Johnny Walker nennen zu dürfen, beriet, lehnte ab; sie war damit, aus heutiger Sicht, durchaus fortschrittlich, denn kürzlich sind, soweit ich weiß, auch Namen wie Nutelia, Beefy, Ouzo oder GehtaufsHaus abschlägig beschieden worden. Was die eigentlichen Vorgänge rund um meine Geburt und die anschließende, insgesamt eher unglücklich verlaufende Namensgebung angeht, bin ich natürlich auf Mutmaßungen angewiesen, ich war ja nicht wirklich dabei. Auf jeden Fall wäre Johnny Walker Fitzroy, nach Ansicht meines Vaters, ein schöner Name gewesen, damit hätte sogar ich, den er für eine absolute Fehlbesetzung hielt, Karriere machen können. Meine Mutter setzte sich dann durch und nannte mich Egidius, auch das eigentlich ein Straftatbestand und Verstoß gegen die Menschenwürde, gegen den es aber keine Einspruchsmöglichkeit gab. Der Name Fitzroy als solcher ist aber gar nicht so schlecht, denke ich heute, ein Name zudem mit Tradition. Es gab einige britische Militaristen, die so hießen, auch der Kapitän des Forschungsschiffs HMS *Beagle*, auf der Charles Darwin seine legendäre Weltreise absolvierte (1831—1836), die ihn anschließend, wie man herausgefunden haben will, zur Theorie

der natürlichen Auslese führte, hieß Fitzroy, schrieb sich aber wohl FitzRoy, und hatte mit schwankenden Gemütszuständen zu kämpfen, die an Bord eines kleinen schwankenden Schiffes nicht besser wurden, im Gegenteil. Zurück an Land wurde er dienstunfähig geschrieben, dachte darüber einige Zeit nach und erhängte oder erschoss sich, vielleicht auch beides. Fitz Roy, ein Mann nach Schopenhauers

Geschmack, wenn man so will. Der sympathischste aller Fitzroys ist nach meiner Meinung aber der *Cerro Fitzroy*, ein scharfzackiger, 3406 m hoher Berg im Niemandsland zwischen Argentinien und Chile, der so abweisend und unzugänglich aussieht wie ich, wgnn keine Kundschaft da ist oder wenn ich, des trüben Morgens, zu lange in meinen Badezimmerbreitwandspiegel geschaut habe. Heute aber. Heute aber bin ich nicht abweisend, auch nicht abwesend, leider, denn es ist, wie mir meine alte, hoch oben im Kücheneck angebrachte Bahnhofsuhr verrät, zehn Uhr vier. Prof. Dr. Egidius Fitzroy beendet hiermit seine Rede an das diensthabende Lauschangriffspersonal, denn nun hat er selber Dienst, Weisheitsdienst, aus dem, sagt er sich immer öfter, er gern in den Vorruhestand wechseln würde.

Aber da war auch schon der erste Kunde einmarschiert, und tatsächlich betrat Dr. Damian Wurm Fitzroys Praxis immer mit dem viel zu lauten Gruß *Einmarschieren!*. Es war dies eine seiner Marotten, von denen er noch mehr hatte, die sich inzwischen aber eher unauffällig oder gar nicht mehr äußerten. Dr. Wurm, Militärhistoriker a. D., hatte sich vor einer Ewigkeit in Fitzroys Behandlung gegeben; warum das geschah, wusste keiner mehr. Fest stand, dass er an der Weltlage laborierte, die er aber nicht vom globalen Gesichtspunkt ins Visier nahm, sondern einzelstaatlich sezierte. Ungeachtet nämlich aller Bekenntnisse zu den Segnungen globaler Vernetzung und Nach-

barschaftshilfe, die in fortschrittlichen Kreisen, mittlerweile allerdings deutlich gedämpfter, zu vernehmen sind, ist die Erde ein von nationalen Interessen dominierter, geschundener Planet, dessen ungünstiger Gesamtsituation man durch vorausschauende, vor allem auch vorbeugende Maßnahmen hätte begegnen können. Zum Beispiel eben durch rechtzeitiges Einmarschieren in die von Dr. Wurm ausgemachten Krisen- und Gefährdungsstaaten, von denen es so bestürzend viele gab, dass aus der einen Ewigkeit, die Prof. Dr. Fitzroys Gesprächs- und Zuhörtherapie an Dr. Wurm nun schon wahrte, noch locker eine zweite Ewigkeit werden konnte.

»Herr Professor Doktor«, sagte Wurm. »Wollen wir über Ihren akademischen Weg zu den beiden Titeln reden, die Sie mit sich herumschleppen!?«

»Nein, wollen wir nicht«, sagte Fitzroy. »Und ich will auch nicht wissen, auf welchem Schlachtfeld Sie sich Ihren Titel erschlichen haben. Ein promovierter Militärhistoriker, ich bitte Sie, das ist doch per se jenseits aller Unschuldsumutung.«

»Nur zu. Seien Sie unfreundlich zu mir, quälen Sie mich mit Worten und Taten. Eines Tages werde ich bei Ihnen einmarschieren, dass Ihnen endgültig Hören und Sehen vergeht!«

»Mein lieber Wurm, es ist immer wieder schön, mit Ihnen zu plaudern«, sagte Fitzroy. »An sich sind Sie ja schon lange mit sich im Reinen, kommen aber trotzdem immer wieder gerne zu mir.«

»Immer wieder, ja«, sagte Wurm, »gerne – nein.«

»Nehmen Sie doch Platz. Im Sessel zum Beispiel. Sie können sich aber auch aufs Sofa legen und mir Ihre wertigen Gedanken von dort aus zukommen lassen.« Fitzroy nahm am Schreibtisch Platz, dabei gab sein vielstrapazierter Bürostuhl ein merkwürdiges, fast unanständig klingendes Geräusch von sich. »Wollen wir statt über unsere sehr zu

Recht und mit großer Anerkennung erworbenen akademischen Titel nicht lieber wieder über die Weltlage sprechen?«, sagte er dann. Er hatte ein ungutes Gefühl, dass dieser Dienstag, den er vergleichsweise munter und lebensbejahend begonnen hatte, vielleicht doch nicht sein Tag war.

...

Merkwürdig entrückt

Aus alten Filmen, bevorzugt solchen, in denen Piraten mitspielten, die damals noch ein vergleichsweise angesehener Berufsstand waren, hatte Fitzroy Bilder vor Augen, die deutlich machten, wie gefährlich und nicht lustig eine Seefahrt schon war, bevor sie begonnen wurde: Über eine schwankende Gangway betrat man ein wackliges Schiff, rechts und links klafften Abgründe. Heikel eine solche Schiffsbesteigung, auch für überwiegend schlanke Protagonisten, die man in solchen Filmen bevorzugt einsetzte. Und was war mit den Dicken? Die kamen erst später aus ihren Löchern, in moderneren Zeiten etwa, als auf einmal jede Menge Kreuzfahrtschiffe gebaut wurden und auf die ruhiggestellten Weltmeere ausschwärmten, weshalb die Chronisten diese Epoche dann als Kreuzfahrer (II) bezeichneten, im Unterschied zu Kreuzfahrer (I), eine Bewegung, die ihre Glanzzeit ein paar Jahrhunderte früher hatte, als die Kirche noch nicht unter besorgniserregendem Mitgliederschwund litt und unangefochtene, letztlich sogar geldwerte Botschaften verkünden konnte, denen bedingungslos Folge zu leisten war.

Fitzroy gehörte zu den Dicken, die nun zum Vorschein kamen und das Bild beherrschten. Er war nicht allein, schon gar nicht auf einer Kreuzfahrt, die unter Kennern, ein wenig herablassend, als »Kanaren für Anfänger« bezeichnet wurde. Von Gran Canaria ging es aufs Meer hinaus; man verbrachte einen oder zwei Seetage, so genau

wusste er das gerade nicht, um dann in Madeira, Lanzarote, Fuerteventura und Teneriffa anzulegen und, nach einer Woche, an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Fitzroy hatte diese Anfängerkreuzfahrt allerdings gleich viermal zu durchstehen; dazu war er verpflichtet worden. Er sollte etwas tun an Bord, ein Publikum bedienen, das noch gar nicht wusste, was er zu bieten hatte. Hatte er etwas zu bieten? Im Moment mal wieder nur seine ausladende körperliche Präsenz, die aber aufgefangen wurde, er war, wie gesagt, nicht allein und konnte sich aufgehoben fühlen in der Masse der Mühseligen und Beladenen. Alle wollten sie an Bord, wofür man aber keine schwankende Gangway emporstapfen musste, sondern sich, nach eher laxen Sicherheitskontrollen, auf straßenähnlichen Pfaden in Richtung der Aufzüge bewegte, mit deren Hilfe ca. 2554 Passagiere, wie er später erfuhr, nach oben, ins Landesinnere des Schiffes, transportiert und auf die zugeteilten Kabinen verteilt wurden. Die meisten stiegen in den unteren Decks aus. Nach oben wurde die Luft dünner. Auf Deck II nahm ihn eine dezent uniformierte Dame mittleren Alters in Empfang. »Herr Dr. Wiesheu?«, fragte sie und schaute dabei in eine Liste.

»Fitzroy«, sagte er. »Aber schön, dass Sie auf mich gewartet haben.«

»Komisch«, sagte die Dame, die sich wenig später als Carla Mares, Entertainment Manager, vorstellte, »bei mir steht Dr. Wiesheu, München.«

»Das ist schon richtig«, sagte Fitzroy, »nur dass ich leider nicht Wiesheu, sondern Fitzroy heiße und nicht aus München, sondern aus Frankfurt komme.«

»Da muss ich telefonieren«, sagte Frau Mares. Sie ging ein paar Schritte zur Seite, sprach in ihr Handy, nickte, schüttelte den Kopf, beides gleichzeitig, machte einen Vermerk in ihren Papieren. »Alle Klarheiten beseitigt, Herr Wiesheu«, sagte sie dann.

»Fitzroy!«

»Sag ich doch. Ich darf Ihnen jetzt Ihre Suite zeigen.«
Kurz darauf legte Fitzroys Wohlbefinden, das bislang angenehm, aber nicht vertrauenerweckend und schon gar nicht zukunftssicher war, noch einmal zu. Und wie. Die Suite, die ihm Frau Entertainment Manager öffnete, war wirklich eine Suite. Groß, hell, mit raffiniert geschwungenen Abrundungen statt planen Wänden. Auch das Bad konnte sich sehen lassen, allerdings –. »Die Dusche«, sagte Fitzroy und kratzte sich am Kopf.
»Ist Standard. Wenn wir gewusst hätten, dass Sie –.«
»Sagen Sie's nicht, es könnte gegen Sie verwendet werden.«
»Probieren Sie's einfach aus«, sagte Frau Mares. »Reinkommen werden Sie schon, ob Sie allerdings auch wieder rauskommen, wird sich zeigen. Sollten Sie längere Zeit festhängen, holen wir Sie raus. Versprochen.«
»Sehr beruhigend«, sagte Fitzroy und dachte an eine noch nicht lange zurückliegende Begebenheit, bei der es für ihn ebenfalls eng geworden war.
»Ich freue mich, dass Sie in unserem Entertainment-Team mit dabei sind. Über Ihren ersten Auftritt können wir ja dann noch reden.«
»Entertainment? Soweit ich weiß, soll ich Sprechstunden zur Lebensberatung abhalten.«
»Ist das etwa kein Entertainment? Wir sind hier eine einzige große Unterhaltungsfamily, müssen Sie wissen.«
»Ach so. Gut dass wir darüber geredet haben.«
»Mal sehen, wo wir Sie das erste Mal unseren Gästen vorstellen. Das Theatrium ist dafür vermutlich etwas zu groß, obwohl –.« Sie schaute ihn mit einem jener Blicke an, die er schon so oft an sich hatte abgleiten lassen; von oben nach unten wanderte dieser Blick, danach, deutlich langsamer, von links nach rechts und wieder zurück.
»Obwohl?«
»Obwohl Sie ja, wenn ich das so sagen darf, eine gewisse Bühnenpräsenz haben, in der Breite, mein' ich.«

»Sie meinen, wo ich bin, ist nicht mehr viel Platz für andere?«

»So direkt würde ich das nicht sagen. Aber wenn man Sie im Fernsehen sieht, wir übertragen unsere Shows ja live über Ariela-TV wirken Sie bestimmt bildschirmfüllend. So was kommt immer gut an. Wir kriegen das schon hin, Herr Dr. –.« Sie schaute vorsichtshalber in ihre Liste.

»Herr Dr. Fitzroy. Komischer Name.«

Carla Mares hatte es eilig; so viel noch zu erledigen und zu besprechen, und die erste Abendshow wartete auch schon. »Ich glaube, ich bin kein Mann für die großen Bühnen«, sagte Fitzroy. »Ich möchte meine Kundschaft, wenn die denn überhaupt kommt, lieber hier empfangen.« Aber da war die Entertainment-Chefin schon wieder verschwunden. »Und außerdem bin ich eigentlich Radiologe«, wollte Fitzroy noch sagen. Da ging er aber bereits, alter Gewohnheit folgend, in seiner komfortablen Suite auf und ab. Das tat er auch zuhause, in seiner Frankfurter Dienstwohnung, die ihm bereits merkwürdig entrückt war. Manchmal muss man zu seinem Glück gezwungen werden, dachte er. Ein Widerstandskämpfer war ich noch nie, jetzt bin ich, bis auf Widerruf, ein Einverständiger. Er öffnete die schwere Schiebetür zum Balkon, trat hinaus, grandios, womit er aber nicht die Sicht meinen konnte, denn er befand sich auf der Landseite, schaute auf angejahrte, fast schäbige Bauten; weit unten hektisch dahinschnurrende Kleinwagen, in dunstiger Ferne drei, vier Windräder, die im mediterranen Raum allesamt viel zierlicher aussehen, nicht so einschüchternd wie die Ungetüme in Deutschland zwischen Nord- und Bodensee. Es gab ein paar Themen, über die sich der eher zur Behaglichkeit neigende Fitzroy mächtig aufregen konnte. Windräder gehörten dazu, ferner die EU, Betroffenheitsstress, der Islamische Staat und die amerikanische Nahost-Politik, Gesundheits- und Ökovorschriften, schließlich, wie-

derkehrend, Migrationshintergründe, weltweite Überbevölkerung und Wassermangel – jetzt aber, und das musste man erfreut zur Kenntnis nehmen, war Fitzroy nicht bereit, sich aufzuregen. Nicht mal für einen kleinen bösen Gedankenmonolog zur Lage des Individuums im Großen und Ganzen langte es, er brauchte, bis auf Weiteres, jene Ruhe, die aus der Zartheit kommt. Er setzte sich in einen der beiden Liegestühle, die zum Balkon gehörten, schloss die Augen. Sanft strich der Wind über sein Gesicht, eine willkommene Zuwendung. Leben ohne Ich, dachte Fitzroy, was übrigens ein alter, bei genauerem Bedenken nicht sehr ergiebiger Gedanke war, den er wiederkehrend bemühte, wenn er auf eine Lösung aus war, die für alles taugte – ähnlich etwa wie in jenem geheimnisträchtigen *Lied, das in allen Dingen schläft, trifft man nur das Zauberwort*. Von wem war das? Von Eichendorff natürlich, seinem absoluten Lieblingsdichter, der alle Zeit der Welt hatte, weswegen ihm auch die Momente des Glücks, allesamt traurig und schön, gar nicht vergänglich vorkamen, sondern in ewiger Rufbereitschaft blieben. Fitzroy spürte, einmal mehr, einen kleinen, kaum merklichen, geschweige denn schmerzhaften Stich; eine Erinnerung streifte ihn, flog durch ihn hindurch, ließ sich nicht überreden zu bleiben. Ein Stimmungsabschwung drohte, er musste etwas tun. Seufzend erhob er sich aus seinem Stuhl, schaute noch einmal hinunter ins Hafengelände; noch immer die Hektik am Kai, dahinter im Land die schmucken, nichtdeutschen Windräder. Noch weiter weg, hoch aufgesetzt, ein paar dunkle Winterwolken. Fitzroy beschloss, eine erste Schiffserkundung vorzunehmen, auch wenn das vermutlich etwas anstrengender sein würde, als einfach nur konsequent im Liegestuhl sitzenzubleiben.

Da der Aufzug nicht kommen wollte, begab er sich über die Treppe abwärts zum nächsten Deck, das ihm schon deshalb nicht zusagte, weil sich hier, wenn er richtig sah,

die Fitness- und Saunaörtlichkeiten befanden. Ein paar Passagiere, in enge Kampfanzüge gepresst, machten sich bereits an den Foltergeräten zu schaffen. Er hörte verdächtige Geräusche, man keuchte, japste und schaute, bei Bedarf, in verbissene Gesichter. Eine freundliche junge Dame drückte ihm einen Zettel in die Hand, den er eigentlich gleich entsorgen wollte, aber da ihr Lächeln ihn nicht losließ und er sie nicht enttäuschen mochte, las er die Botschaft, die er lesen sollte: »*Schiffsrundgänge mit Ihren Gastgebern.* – Mit Kristina, Christian, Janine, Jacky, Birte und Christoph gibt es viel auf ARIELA zu entdecken! Kommen Sie um 18:00 Uhr ins Theatrium auf Deck 9 oder um 9:30 in die Ariela Bar auf Deck 10 und lernen Sie viele Bereiche unseres schönen Schiffes kennen.«

»Klingt verlockend«, sagte Fitzroy, »aber –.«

»Und? Werden Sie kommen?«

»Nur, wenn Sie auch mit dabei sind.«

Was redete er denn da. Womöglich war er, der Flirtversuche nur noch vom Hörensagen kannte, sogar ein wenig rot geworden. Er räusperte sich. »Lassen Sie mich raten«, sagte er dann und schaute auf den Zettel, »Sie sind Kristina?«

»Nein.«

»Dann können Sie nur Janine sein. Oder Birte.«

»Auch nicht. Tut mir leid. Ich freu' mich, wenn wir uns Wiedersehen.«

»Ich auch. Vielleicht sind Sie ja Christian, Jacky oder Christoph. Wer weiß.«

Jetzt schaute Sie nicht mehr ganz so freundlich. Es war Zeit zu gehen. In der Ocean Bar auf Deck 12, wo schon einige Trinker saßen, die sich als versierte Kreuzfahrer zu erkennen gaben, nahm er einen Drink zu sich. Danach befahl ihn Müdigkeit, der nachzugeben ihm verlockend erschien. Er ging zurück in seine Suite. Bevor er auf dem Bett zur Ablage kam, entdeckte er eine weitere Botschaft,

die bei ihm deponiert worden war: *Welcome-Sekt und Show*. – Genießen Sie ab 21:55 Uhr mit einem Glas Sekt auf dem Pooldeck das Auslaufen aus dem Hafen von Las Palmas. Im Anschluss heißen Sie Ihr General Manager Justus van Eul und Entertainment Manager Carla Mares herzlich willkommen. Erleben Sie die Show *Soulman* mit grandiosen Sängern und Tänzern und feiern Sie eine rauschende Poolparty.«

Gerne, dachte Fitzroy der da schon auf dem Bett lag. Von seiner früheren Tätigkeit wusste er noch, dass eine solide, Auf- und Abschwünge meidende Nachdenklichkeit von Vorteil war; man durfte es aber nicht übertreiben. Ob geistige oder körperliche Tätigkeiten, wobei ihm letztere ohnehin nicht zusagten: Am wichtigsten waren die Pausen.

Aus »Auf das, was noch war«

Ein lästiges Verfahren

Der Sommer des Jahres 1875, manche werden's noch wissen, war von merkwürdiger Beständigkeit. Er brachte dumpfe Hitze mit sich, aber auch heftige Regenfälle, nach denen die Erde dampfte. Der Wechsel zwischen Schön- und Schlechtwetterperioden, der diesen Sommer kennzeichnete, hatte etwas derart Verlässliches, dass sogar die Meteorologen, von denen es damals noch nicht so viele gab, aufmerksam wurden und zu rechnen anfangen. Besonders im südlichen Schwarzwald, einer in jenen Jahren bereits vom Tourismus heimgesuchten Gegend, konnte man fast Wetten darauf abschließen, dass auf drei Tage Sonnenschein eine Regenzeit von viereinhalb Stunden folgen würde; die Meteorologen hatten das errechnet.

»Waren Sie dabei?«, fragte Pommerenke. »Ich meine, waren Sie dabei im Sommer 1875? Ich hätte Sie für ein wenig jünger gehalten.«

Pommerenke, ein schmaler, sehr schmallippiger und schmalbrüstiger Redakteur und Filmproduzent, der mir auf einem schmalen Cafehausstuhl im Cafe Bronsky in Baden-Baden gegenüber saß, war ein mächtiger Mann. Zumindest wurde das immer behauptet, und er selbst wollte es nicht dementieren. Ich hatte Pommerenke einen Vorschlag für eine elfteilige Fernsehserie unterbreitet, die *Ein Blick des Glücks* heißen sollte; da die Idee, die meinem Vorschlag zugrunde lag, schlichtweg genial war, überraschte es mich nicht, dass Pommerenke bei mir anrufen ließ und mich zu sprechen wünschte. Ich möge ins Cafe Bronsky kommen, hieß es; dort werde mir Näheres mitgeteilt. Von der Bündigkeit dieser Auskunft war ich angenehm überrascht, kein unnötiges Gefasel; wahrscheinlich würde Pommerenke gleich zur Sache kommen und über

das Honorar reden, das ich zu erwarten hatte. Aber als er mir dann gegenüber saß, dieser unangenehm schmale und schmallippige Mann, gab er sich ärgerlich maulfaul; von Honoraren sprach er überhaupt nicht, von Sendeterminen noch viel weniger. Er äugte an mir vorbei; oder schielte er etwa? Mit so schmalen Augen. Kurzum: Ich fand ihn arg knittrig. Eine zerknautschte Gestalt. Gar nicht mein Fall.

»Wenn Sie bitte zur Sache kommen wollen«, sagte Pommerenke. »Ich habe nicht ewig Zeit. In dem Brief, den Sie mir geschrieben haben –.«

»Ein ausführlicher Brief«, sagte ich.

»Fünf Zeilen«, meinte Pommerenke. »Wenn Sie das ausführlich nennen wollen. Bitte. Sie reden, ich höre. Wir waren beim Sommer 1875 und den Wetterkundlern. Sind Sie Hobby-Meteorologe?«

»Nein«, sagte ich und war etwas beleidigt. Es ist fatal, wenn man seine Perlen vor die Säue werfen muss.

Am 16. Juli 1875 trifft, aus Basel kommend, ein Zug am Bahnhof Stühlingen im südlichen Schwarzwald ein. Vier Leute steigen aus: ein älteres Ehepaar, eine Dame unschätzbaren Alters und ein dunkelhaariger Mann, der sich auf dem Bahnsteig reckt und streckt, als habe er gerade eine vielstündige Reise in engem Behältnis hinter sich gebracht. Er schaut sich um, geht auf und ab, während die anderen Reisenden sich auf eine bereitstehende Postkutsche zubewegen. Es ist drückend heiß; die Sonne steht hoch am Elimmel, über den aschfeine Wolkenföhnchen ziehen. Der dunkelhaarige Mann, der etwa Mitte Dreißig sein mag, heißt Friedrich Nietzsche, aber er sieht nicht ganz so aus, wie man sich Nietzsche vorstellen muss. Sein Schnurrbart hängt noch nicht so struppig herunter, seine Haare sind mit Pomade hochgedrückt und bilden am linken Kopfrand, neben dem Scheitel, eine Art Frisierkante, die dem ganzen Mann etwas Unausgeschlafenes, leicht

Verhocktes gibt. Kein Wunder. Friedrich Nietzsche nämlich, es ist wirklich der Nietzsche, den die Welt mittlerweile zu kennen glaubt, befindet sich im Sommer des Jahres 1875 noch keineswegs auf der Höhe seines Könnens; er, der glatt für 36, wenn nicht gar 37 durchgehen könnte, hat noch nicht einmal seinen 31. Geburtstag hinter sich gebracht. Er ist zwar schon Professor in Basel, aber, wenn man so sagen darf, doch noch ein junger Spund, und von der Philosophie, mit der er sich später auf sehr eigenwillige Weise befasst, hat er so gut wie keine Ahnung. Ehrlich.

»Nietzsche also«, sagte Pommerenke. »Darauf muss man erstmal kommen. Ich meine Nietzsche im südlichen Schwarzwald.«

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu. Machte der Kerl sich etwa lustig über mich? Dieses schmale Hemd.

»Er war wirklich im Schwarzwald«, sagte ich. »Das ist erwiesen. Ich erzähl' Ihnen nichts vom Pferd. Von Nietzsche versteh' ich was. Ich hab' über ihn promoviert.«

»O Gott«, sagte Pommerenke. »So einer sind Sie. Das ändert natürlich alles. Wir werden über ein verschärftes Strafmaß nachdenken müssen.«

Tatsächlich. Dieser sogenannte Filmproduzent, der zugleich als festangestellter Redakteur bei einer mittleren deutschen Fernsehanstalt sein Unwesen trieb, machte sich über mich lustig. Damit aber konnte er bei mir nicht landen; ich bin die Gelassenheit in Person, wenn es darauf ankommt. Mit meinem Ärger weiß ich umzugehen.

Nachdem sich Friedrich Nietzsche auf dem Bahnhof von Stühlingen die Beine vertreten hat, sucht er die Postkutsche, mit der er weiterfahren darf, um sein eigentliches Ziel zu erreichen, das private Kur- und Badehotel Steinabad. Die Postkutsche aber ist längst weg; mit einem älteren Ehepaar und einer Dame unschätzbaren Alters an Bord rollt sie bereits über die vergleichsweise gut ausge-

baute Straße Richtung Bonndorf. Nietzsche gelingt es, einen Kutscher aufzutreiben, der verspricht, das Gepäck des Herrn Professor noch am gleichen Tag nach Steinabad zu expedieren, das, so versichert der Mann, auch gut zu Fuß zu erreichen sei. Für einen Professor mit ordentlichem Schuhwerk kein Problem; allenfalls fünfzehn oder sechzehn Kilometer. Nietzsche nimmt dies erfreut zur Kenntnis. Er zieht seine Jacke aus, eine auffällig grüne Jacke, die wie die Ausgehjoppe eines Försters aussieht, und macht sich auf den Weg nach Steinabad. Die Richtung ist klar; es geht immer an der Steina entlang, einem kleinen Flüsschen, das auf anregende Weise vor sich hinplätschert. Nietzsche verschwindet in den Büschen, danach ist ihm wohler. Die Baumwipfel wiegen sich im Sommerwind. Über dem Wälderdach steht noch die Sonne, zwischen Moosgrund und Wasserlauf glitzert ein unruhiges Licht. Was stört, sind nur die Mücken, die ihn umschwirren. Und eine gewisse standhafte Schwüle, die schweißtreibend wirkt. Nietzsche fühlt sich wie ein Reisender, dem die Gunst einer großen Ankunft droht.

»Nietzsche im Wald«, sagte Pommerenke. »Das ist aufregend. Zweifellos. Er geht seines Weges. Für ein verwöhntes Fernsehpublikum, denke ich, kann es nichts Spannenderes geben. Man wird sich nur fragen: Wie lange wollen wir ihn begleiten?«

»Fünfzehn Kilometer«, sagte ich. »Von Stühlingen bis Steinabad sind es fünfzehn Kilometer.«

»Die vermutlich alle durch den Wald führen?«

»Nicht ganz«, sagte ich. »Es geht auch durch ein freies Gelände. Einige Wiesen und Felder; im Hintergrund sieht man eine alte Burgruine. Sie grüßt sozusagen herüber.«

»Guten Tag«, sagte Pommerenke.

Als die Bedienung des Cafe Bronsky, eine sehr schmalhüftige Person mit verkniffenem Gesichtsausdruck, an ihm vorbeistrich, bestellte er sich einen doppelten Whisky.

»Mögen Sie auch einen?«, fragte er mich.

»Nein danke«, sagte ich. »Ich bin noch im Dienst. Von den fünfzehn Kilometern haben wir gerade erst anderthalb zurückgelegt.«

Nietzsche jedoch hat Durst. Er klettert zur Steina hinab und setzt sich auf einen Rundling im Wasser. Da ihm sein Magen, sein arg empfindlicher, geradezu provokativ reizbarer Magen, keine warnenden Botschaften übermittelt, riskiert er es zu trinken. Er trinkt und trinkt, betrinkt sich förmlich, und zu guter Letzt steckt er sogar den Kopf ins Wasser, was zur Folge hat, dass seine zuvor zackige Frisur in sich zusammenfällt und strähnig wird. Für einen Moment, kaum bestimmbar, schließt er die Augen. Er sieht sein Baseler Domizil, die geschäftige Schwester Elisabeth, die gekommen ist, um ihm den Haushalt zu führen, und die ihm schon nach anderthalb Tagen fürchterlich auf den Wecker geht. Er sieht, mit geschlossenen Augen noch immer, seine Studenten, acht an der Zahl; einer schnarcht, zwei dösen, ein vierter im Hintergrund bohrt versonnen in der Nase, und die restlichen sind gar nicht erschienen. So haben sich seine Lehrveranstaltungen immer mehr zu einer dumpfen Mühsal ausgewachsen, schon länger hält man ihn nicht mehr für ein Nachwuchsgenie, sondern für einen verschrobenen Jungdeutschen, der schneller alt wird, als er denken kann, und auf bemerkenswerte Weise sein Talent verschleudert. – Hat er überhaupt Talent?

Natürlich ist da auch seine Krankheit, diese nicht nachlassende, quälend einseitige Übelkeit, der er eins ums andere Mal erliegt; wie zum Spaß. Er kotzt auf offener Straße, der Herr Professor Nietzsche, und die Baseler Pfahlbürger wenden sich mit Grausen ab. Manchmal sieht er die Sonne, ein Glutrad am Himmel, das sich dreht, bis es zu einem Heiligenschein geworden ist, der ihm auf den Schädel fällt und seine Gedanken mäht. Oder ist es eine Dornenkrone? Manchmal meint er, krank vom Licht und fast schon erledigt, seinen Tod zu spüren, der

ihn zuvorkommend behandelt; arg freundlich halt, ein Spiel der Gunst und – ein Grund für die Ruhe.

»Auf geht's!«, sagte Pommerenke. »Weiter. Er sitzt jetzt schon geschlagene acht Stunden auf seinem Stein.«

»Er hat dort gerade erst Platz genommen«, erklärte ich würdevoll. »Und es ist nicht sein Stein, sondern er gehört zum Territorium der Gemeinde Stühlingen. Oder Löffingen. Vielleicht auch schon Eggingen. Und überhaupt: Sind Sie nie in Gedanken? Gedankenverloren, mein' ich.«

Pommerenke hielt sein Whiskyglas umklammert und schielte nach der schmalhüftigen Bedienung. Sein Gesicht war fahl; der ganze Mann hatte etwas Ungesundes an sich. Wahrscheinlich fraß er morgens ein selbstgestampftes Müsli und trank dann den ganzen Tag Whisky. So was muss in die Birne gehen; ich kenn' die Brüder. Sie machen nicht nur Mist, sondern produzieren auch ihren eigenen Stress; der erste Schicksalsschlag aber haut sie um. Wie soll man da sein Leben hinkriegen? In den Griff bekommen? Meistern?

Nachdem Pommerenke mit einem neuen Whisky versorgt worden war, sah er mich an. Nicht direkt, sondern mehr seitlich; ich meine, er schaute an mir vorbei, aber er sprach mit mir, da gab es keinen Zweifel. »Sagen Sie mal«, nuschelte er.

»Ja. Bitte.«

»Was haben Sie eigentlich vorher gemacht?«

»Sie meinen: in meinem früheren Leben?«

»Ich meine: Was haben Sie gemacht, bevor Sie auf die Idee kamen, mir einen Film vorzuschlagen?«

»Eine Serie«, sagte ich. »Was ich Ihnen, ganz zu Ihrem Besten, vorschlage, ist eine Serie. Eine Fernsehserie, wenn Sie verstehen, was ich meine? Natürlich gibt es auch noch andere Produzenten. Die nämlich sterben nicht aus; sie vermehren sich vielmehr wie die Karnickel. Und mein früheres Leben« – ich erlaubte mir ein sehr feines Lächeln

– »mein früheres Leben: Da war ich Professor, war krank und gesund – und hatte nie mehr als acht Studenten.«

»Also gut«, sagte Pommerenke. »Sie kommen mir entgegen: Nietzsche ist wieder aufgestanden; er hat sich die nasen, strähnigen Haare zurückgestrichen, und er geht nun offenen Auges und mit stark beschleunigtem Schritt weiter. Immer weiter.«

Nein. Natürlich geht er weiter, aber besonders schnell ist er nicht. Von Beschleunigung kann keine Rede sein. Warum auch; gleicht das Leben doch einem Kreisgang, und wer am Ziel ankommt, hat damit zugleich seinen Ausgangspunkt wieder erreicht. Diese Einsicht stammt übrigens nicht von Nietzsche, sondern ist von mir. Ich bin ein nachdenklicher, um nicht zu sagen: vergrübelter Mensch. Ein- oder zweimal im Jahr springt mich ein Aphorismus an; den müssen wir dann nehmen, wie er kommt. Nietzsche scheint ein wenig außer Atem zu sein, was daran liegen muss, dass er Konditionsprobleme hat. Als Professor betätigt er sich normalerweise im Sitzen oder an ein Pult gelümmelt, und zum großen Spaziergänger und Wanderer wird er erst später, wenn ihn steile, zum Teil schneebedeckte Berge umgeben, er an Abhängen hockt wie ein verfilzter Adler und im feinen Dunst ein Farbenmeer sieht, das, losgelöst vom scharfen Licht, nur noch das Nötigste, das Wahre verrät.

Der Weg führt nun fast stetig bergauf. Aus dem Waldboden ragen vereinzelte Wurzeln auf; einmal ist Nietzsche schon gestolpert, aber bevor er fiel, hat er sich noch gefangen, elegant sah das aus, wie die Auftaktbewegung eines Eintänzers, der doppelten Dienst abzuschieben hat. Plötzlich sind Schritte zu hören, ein schwerfälliges Tapsen. Aste knacken, ein Vogel zetert zur gefälligen Warnung. Ob es im südlichen Schwarzwald noch Bären gibt?, denkt Nietzsche. Es ist ja immerhin erst 1875, und außerdem lehrt er

Klassische Philologie und nicht Zoologie oder Biologie oder ein anderes dieser neu aufgekommenen, sehr naturbelassenen und realistischen Fächer. Von oben herab aber stapft nur ein Förster, der nicht mal grüßt, als Nietzsche respektvoll zur Seite tritt, um diese uniformierte, für die Kontrolle der Wälder verantwortliche Amtsperson an sich vorbeizulassen. Der Mann stürmt abwärts; vielleicht hat er gerade seinen Dienst quittiert und will nun zügig mit einer Umschulung beginnen. Im Jahre 1874 nämlich erfasste eine erste Rationalisierungswelle das deutsche Waldhütengewerbe, auch darüber liegen uns Statistiken vor, und nicht wenige Förster sahen sich damals gezwungen, andere Berufe zu ergreifen.

»Guter Mann«, sagte Pommerenke. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und sah irgendwie verzweifelt aus. Oder ihm war übel vom Whisky, schließlich nimmt man nicht ungestraft am frühen Spätvormittag schwere Getränke zu sich. »Guter Mann«, sagte Pommerenke. »Machen Sie ein Ende, ich bitte Sie.«

»Ich hab' doch gerade erst angefangen«, sagte ich. »Sie werden sehen, die Geschichte, die ja jetzt schon sehr spannend ist, entwickelt noch einen regelrechten Sog. Sie weitet sich zum Krimi aus, zur wilden Romanze, zu einem Abenteuer des Herzens. Eine Liebesgeschichte wird erzählt —«

»Eine Liebesgeschichte? Wie das?«, fragte Pommerenke ungläubig.

»Das werden Sie noch merken«, sagte ich. »Wir könnten schon viel weiter sein, wenn Sie mich nicht andauernd unterbrechen würden.«

...

Nach dem Gespräch mit dem Klappritter von der traurigen Gestalt, der sich, beschwert vom Whisky, davongemacht hatte, war mir klar, dass nichts so werden würde, wie ich es mir ausgemalt hatte. Also verließ ich das Cafe

Bronsky und nahm mir vor, mir besser nichts mehr auszumalen. Keine Hoffnungen mehr, keine Pläne, nur noch das Nötigste an Erwartungen, um von einem zum anderen Tag zu kommen, die Nächte arbeiten für sich selbst. Allenfalls ein Auge hielt ich offen, um nach der Frau meines Lebens zu schielen, die damals eingeschwebt war. Doch sie schwebte nicht mehr ein, jedenfalls nicht zu mir. Ich hatte jedoch keine Zweifel, dass es sie noch gab. Irgendwo. Wie heißt es in einem Song, den ich neulich in der Anstalt gehört habe: *Immer da, wo du bist, bin ich nie*. Ich habe aber nicht nur gewartet, sondern auch was getan. Mein Vorschlag für eine Fernsehserie namens *Ein Blick des Glücks* war vom Tisch, noch bevor er abgelehnt wurde. Ich kam dann aber doch zum Fernsehen, eher hintenrum bzw. durch eine zufällig aufstehende Seitentür. Man ließ mich eine Reihe von Halbstundenfilmen machen, in denen Dichter und Denker aus Baden-Württemberg präsentiert wurden, die sich, warum auch immer wohlfühlten in Baden-Württemberg, sauwohl. Einer dieser Filme, Sie ahnen es schon, handelte von Nietzsche, der im Sommer 1875 zur Kur in Steinabad war, das, wie gesagt, nicht in Schleswig-Holstein oder gar in Dithmarschen liegt, wo sich die gefürchtete KBA Friedrichskoog Spitze befindet, sondern, genau, in Baden-Württemberg, genauer: in der Nähe von Bonndorf. Auch Nietzsche hat sich in Baden-Württemberg wohlfühlt, aber nicht sauwohl, das kann man nicht sagen. Er hatte ja damals schon einen nervösen Reizmagen, gegen den der behandelnde Chefarzt in Steinabad mit einer sonderbaren Diät anging. Sie wollen das etwas genauer wissen, weil Sie möglicherweise selbst mal wieder eine Diät machen wollen. Bitteschön: Ich habe die Unterlagen von damals, also vom legendären Sommer 1875, zufällig andauernd bei mir.

Seit gestern Nachmittag um 2 Uhr, schrieben Nietzsche und ich, *sind wir im Steinabade und haben eine Stunde später die Bekanntschaft des alten und weithin geschätzten Dr.*

Wiel gemacht. Heute Morgen war ich zum Zwecke genauer Untersuchungen bei ihm in Bonndorf, und so ist denn das Übel, an dem ich leide, also mit Namen zu nennen: chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens. Nun soll der Bursche wieder zahm und klein gemacht werden, wir haben sein bisheriges Terrain sorgfältig punktiert und hoffen, nach einiger Zeit zu sehen, dass er sich in bescheidenere Grenzen zurückgezogen hat. — Mein Speisezettel ist dieser: Jeden Morgen ein selbst gegebenes Klistier (Verzeihung, dass ich damit beginne, aber mit dieser Freude beginnt nun einmal der Tag! Inhalt: kaltes Wasser) ...7 Uhr: ein Kaffeelöffel Karlsbader Sprudelsalz. 8 Uhr: Beefsteak 80 Gramm, 2 Zwiebäcke. 12 Uhr: Gebratenes Fleisch 80 Gramm (nichts weiter!).

4 Uhr: 2 rohe Eier und eine Tasse Milchkaffee. 8 Uhr: Gebratenes Fleisch 80 Gramm, mit Gelee. — Sowohl nach Mittag- als auch Nachtessen ein Glas Bordeaux. -Also: möglichst wenig Quantität, damit der Magen nicht ausgedehnt wird, aber alles in guter Qualität ... Der Ort ist sehr hübsch gelegen; ein rechtes Schwarzwaldtal und vortreffliche Luft, da ist kein Zweifel. Der Aufenthalt ist viel erträglicher, als ich dachte. Es sind ca. 40 Menschen hier, aus aller Welt, Amerikaner, Berliner, Schweizer, Süddeutsche. Für mich gibt es nichts darunter — meinte Dr. Wiel ...

Ursprünglich wollten wir in dem Film mit dem auch heute noch klangfrohen Titel *Ein Blick des Glücks* einen ganzen Behandlungstag in Steinabad nachstellen, aber der Schauspieler, den ich für die Rolle Nietzsches verpflichtet hatte, eine aufstrebende Nachwuchskraft vom Landestheater Kellerwald, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Philosophen hatte, besonders am Schnurrbart, weigerte sich; er war Vegetarier, ihm wurde schon beim Lesen von Nietzsches Diätplan schlecht. Also ließen wir Richie, so wurde er von meinem Kameramann Eddy genannt, anderweitig von der Leine. Er musste, bei meist ordentli-

chem Wetter, durch die Wälder laufen, durch die Nietzsche lief, wie ich aus erster Hand weiß. Auch darüber hat er sich brieflich mitgeteilt: ... *Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und verborgenen Tälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang, und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten sieben Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedes Mal wohl zumute, wenn ich daran denke. Wir müssen unsere Jugend noch benützen und manches recht Gute noch lernen. Und allmählich wird's doch ein gemeinschaftliches Leben und Lernen ...; und jeder Tag hat sein kleines Pensum ...*

Wir müssen noch eine gute Strecke Weges steigen, langsam, aber immer weiter, um einen recht freien Ausblick über unsere alte Kultur zu haben; und durch mehrere mühsame Wissenschaften muss man noch hindurch, vor allem durch die eigentlich strengen. Aber dieses ruhige Vorrücken ist unsere Art von Glück, und viel mehr will ich nicht ...

Diesen Wunsch, den ich damals in einem Brief festhielt, habe ich heute noch; das Festhalten hat also gewirkt, bringt aber, da ich inzwischen selber festgehalten werde, nicht mehr viel. Verstehen Sie? Nein. Aber überlegen Sie doch mal: Ruhiges Vorrücken ist unsere Art von Glück, das stimmt doch, da brauchen wir gar keinen Wechsel der Zeiten, das ist zeitlos gedacht. Vorrücken im stillen Glück – lässt sich etwas Anrührenderes denken? Zurück nach Steinabad. Als das Wetter, vorübergehend, schlechter wurde, kam mein Film in eine etwas zähe Phase. Wir orientierten uns an Nietzsches Tagesablauf, aber daraus hatten wir ja schon alle Funken geschlagen. Richie war alle Waldwege rauf und runter gelaufen, auch über schräg stehende Wiesen, auf denen dicke Kühe grasten, war er gestapft und hatte dazu Wagner-Arien gesungen, da Nietz-

sche damals ja noch Wagnerianer war, aber das hatte cineastisch nicht weitergeholfen, jedoch, wie es schien, die Verdauung der Kühe beschleunigt, von denen eine, die dickste von allen, bemerkenswert wuchtige Entladungen gehabt hatte; ihre Verdauung funktionierte fontänen-, fast geschossartig. Einmal war der tapfere Richie fast getroffen worden, aber eben nur fast. »Schade«, hatte Eddy kommentiert. Von der schleppenden Wegstrecke, die unser Film zu überbrücken hatte, wurde auch Nietzsche angesteckt. Ihm ging es nicht mehr so gut, die Diät legte sich auf die Laune, das Wetter tat ein Übriges. Er, der zumindest tagsüber ein Helligkeitsfreund war, nachts hatte er es gern stockdunkel, mochte es nicht, unter tropfendem Nadelgehölz umherzuschleichen, und den Himmel, von sackartigen Wolken behängt, hätte er sich am liebsten eigenhändig freigeräumt. So werden seine Aufzeichnungen zwischenzeitlich etwas ungnädiger, er nimmt sich aber zusammen: *Ich mache ... Entwürfe über Entwürfe und suche mein Leben in einen Zusammenhang zu bringen – ich tue nichts lieber, nichts angelegentlicher ... Daran habe ich einen förmlichen Barometer für meine Gesundheit. Unsereins ... leidet nie rein körperlich, sondern alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen, so dass ich gar keinen Begriff habe, wie ich je aus Apotheken und Küchen allein wieder gesund werden könnte ... Das Geheimnis aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der Haut wegen der großen innerlichen Verwundbarkeit und Leidensfähigkeit zu bekommen. Von außen her darf uns ...so leicht nichts mehr anwehen und zustoßen ...* – Auch das ist wohl wahr, ich versuche mich an diesen Vorsatz zu halten: Von außen her darf uns allenfalls noch der Wind anwehen, aber zustoßen sollte uns bitte so leicht nichts mehr, wobei unsereins, und damit ist auch der späte, der ganz späte Nietzsche gemeint, ja zusätzlichen Verwehr- und Verbreitungsschutz genießt.

Dann aber riss der Himmel wieder auf, die Sonne kam zum Vorschein. Alle hatten auf einmal gute Laune, Nietzsche, das Filmteam, die ortsansässigen Wirte rund um Bonndorf, weil sie wieder ihre Stühle und Tische rausstellen konnten, um die Touristen im Freien abzukassieren. Richie aß in dieser Woche befremdlicher Schönheit aus Versehen seinen ersten Hamburger, den ihm Eddy als vegetarisches Produkt schmackhaft gemacht hatte, was nicht ohne Folgen blieb: Richie verließ das Lager der Vegetarier durch einen Nebenausgang und kehrte nicht mehr zurück. Nietzsche ging es besser, wie ich weiß; wenn er allerdings auf zu viele Leute stieß, die sich draußen zusammenfanden, wurde ihm unbehaglich zumute. Massierter Frohsinn war seine Sache nicht, er hielt sich schon damals für einen Einzelgänger, dem es, realistisch betrachtet, aber nicht wirklich schlecht ging: *Und dann erscheint es mir bisweilen, als ob ich selbst etwas von einem Glückspilz wäre und den härtesten Angriffen der Leiden immer noch entgangen sei. Besonders an den Dummheiten und Bosheiten des Schicksals habe ich noch gar nicht recht laboriert und bin gar nicht würdig, mich unter der Schar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also: ich wollte sagen, dass ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte ... Es ist Sonntag, und rings im Garten sitzen viele Bonndorfer und trinken Bier, die Luft weht ganz rein von den Wäldern her, und von Zeit zu Zeit ertönt eine scheußliche Blechmusik, die, mit einer Dosis von 2 Stunden Entfernung, vielleicht erträglicher ist und an das Waldhorn erinnern mag. Ich habe hier keinen Menschen und führe ein ganz vornehmes unabhängiges Leben ...*

Der Höhepunkt unseres an Höhepunkten reichen Films war eine Brauereibesichtigung, die Nietzsche im Sommer 1875 tatsächlich vorgenommen hat: Er besuchte die Badische Staatsbrauerei Rothaus, die heute noch ein vorzügliches Bier herstellt, von dem ich schon in einem meiner früheren Leben unzählige Flaschen geleert habe, was mir vorzüglich bekam und eine Affinität zu diesem Brauhaus

begründete, die Bestand hat und inzwischen einer Art Freundschaft gleichkommt.

Bei der Brauereibesichtigung war Nietzsche, zum letzten Mal dargestellt von Richie, der einzige Besucher; er hörte dem Braumeister zu, einem freundlichen, hörbar aus Franken stammenden Fachmann für gutes Bier, der sich mit seinen Ausführungen Mühe gab, obwohl er nicht verhehlen konnte, dass sich ihm der Sinn unserer filmischen Bemühungen nicht ganz erschloss. »Macht nichts«, sagte ich, »wir haben auch keine Ahnung, was wir da machen. Auf jeden Fall ist es Kunst, Kunst fürs Fernsehen, verstehen Sie?« »Nein«, sagte der Braumeister, »von Kunst verstehe ich nichts, von Bier dafür umso mehr.« »Sehr gut!«, rief Nietzsche da, der eigentlich vom Regisseur, also von mir, die Anweisung hatte, den Ausführungen des Braumeisters interessiert, aber schweigend zu folgen. »Sehr gut! Im Bier hegt die Wahrheit, in der Kunst ist immer nur der Hund begraben.« Ein Satz, der eindeutig nicht von Nietzsche stammen konnte, sondern nur von einem Nachwuchsschauspieler namens Richie, den es so davor graute, zurück ans Landestheater Kellerwald zu müssen, dass er sich schon vor der Brauereibesichtigung mit ein paar Schnäpsen um Stimmungsaufhellung bemüht hatte.

Nietzsches Aufenthalt in Steinabad endete drei Tage früher als geplant.

Er reiste ab nach Basel, wo seine Schwester Elisabeth, genannt Lieschen, bereits auf ihn wartete. Es ging seinen Gang. Ein letztes Mal in diesem Sommer sprach er sich Mut zu: ... *Man soll das Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. >Bereit sein ist alles<, heisst es, denke ich, bei Shakespeare. Vielleicht ist aber das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, dass es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht*

anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzunehmen; — ich war >bereit<. Es kommt bei diesem >Hegen< noch nicht eigentlich zum Wunsche ...Es ist nur wie eine Vorstellung, konditional empfunden, >es wäre für dich beglückend, wenn< — Sie glauben schwerlich, was für große und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herumtrage, für welche ich plötzlich bereit sein werde ...

Unser Film, das sei noch erwähnt, wurde geschnitten und gesendet; man nahm ihn, wie auch weitere filmische Halbstundenmeisterwerke von mir, kaum zur Kenntnis; allenfalls zwei, drei Beschimpfungen erreichten den Sender, die mir kommentarlos zur Kenntnis gegeben wurden. Der Sommer von 1875 aber ging weiter, er ist, wenn man's denn so sieht wie ich, noch immer nicht zu Ende.

Nachwort

Gleich eingangs dieses Lesebuchs ein Geniestreich: Ein Auszug aus einem Schelmenroman mit dem Neugierde weckenden Titel *Das Jesuitenschlöfchen* (1985). Was hat es mit diesem Gebäude auf sich, was passiert hinter dessen Gemäuer? Es beherbergt eine ominöse Stiftung, die sich die Förderung des literarischen Nachwuchses auf die Fahnen geschrieben hat. Und nun wird ein Geschäftsführer gesucht, jemand, der es richten soll. Damit schlägt die Stunde Bernd Hölzenbeins. Er bringt zwar keinerlei Voraussetzungen für den Job mit, aber das macht nichts, denn auch der Stiftungsvorstand zeichnet sich durch Inkompetenz in Reinkultur aus. Er ist allenfalls beim Weinkonsum erste Liga.

Womit das nächste Stichwort gefallen ist. Bernd Hölzenbein – die Älteren werden sich erinnern –, diesen Namen trug seinerzeit ein hochgeschätzter, schlitzohriger Stürmer des Fußballclubs Eintracht Frankfurt. Sein Namensvetter hatte schon im Vorgänger- und Debütroman Otto A. Böhmers *Der Wunsch zu bleiben* (1983) erste Auftritte. Er stellte sich dort mit den Worten vor: »Frei bin ich und genügsam, lahmarschig, verschlossen, liebenswert, egoistisch und charmant; ich kann weg von hier und ich kann bleiben, mein Ruhm wird über mich kommen und von meinem Bett hinausgehen in die Welt.«¹

Das alles passt haargenau zum Hölzenbein des *Jesuitenschlöfchens*. Mit dem einzigen Unterschied, dass der Protagonist dort aus der Ich-Perspektive berichtet. Alles andere, seine vermeintlichen persönlichen Unzulänglichkeiten, sein exzessiver Alkoholgenuss, seine Schwärmerei für schöne Frauen – all das ist eins zu eins übertragbar. Und

¹ Vgl. hierzu Arnold Maxwill: *Nachwort*, in: *Das Jesuitenschlöfchen*. Neuauflage. Hg. von Arnold Maxwill. Bielefeld 2014, S. 213-218.

nicht nur in diesem Fall, sondern auch auf weiterer Böhmer'sche Romane aus der Gattung Schelmenroman. Sie handeln allesamt von Querköpfen und Einzelgängern, die mit ihrer »schwertriefenden Selbstbezogenheit« (Arnold Maxwill)² einen speziellen Zug ins Unzeitgemäße aufweisen. Böhmer selbst im Rückblick:

Die Figuren haben ... nicht nur ... alle eine mehr oder minder große Ähnlichkeit miteinander, sondern sie schrumpfen sogar letztlich zu einer einzigen Figur zusammen, welche dem Autor zudem auf eher ungute Weise ähnelt – was dann allerdings weniger höflich formuliert wäre. Das ist im Grunde keinen programmatischen Überlegungen geschuldet, sondern hat sich über die Jahre, Jahrzehnte so ergeben. Meine Weltsicht, insgesamt nicht allzu ausbaufähig, was breiter angelegte Erzählkonstrukte angeht, hat sich eine Person gesucht, die in enger Reichweite zum Autor bleibt und nichts dagegen hat, wenn sie immer wieder dasselbe vorgedacht und nachgereicht bekommt. Eine heitere Zweckgemeinschaft, wenn man so will, die sich im Laufe der Zeit frei geschwommen hat und durchaus zu überraschenden Exkursionen in der Lage ist. Schreiben sollte bekanntlich nicht nur Knechtschaft des Wortes und ein Steinbruch für ergebnisoffene Landschaftsgärtnerei sein, sondern in erster Linie Spaß machen. Das gelingt mir am ehesten mit einer Figur, die meine Kreatur ist, aber bei Bedarf mit unerhörten Freiheiten ausgestattet werden kann, und dann geht's erst richtig los.³

² Ebd., S. 217.

³ Vgl. »Glücksmomente, die aus ihrer forcierten Vergänglichkeit Ewigkeitsfunken schlagen«. Otto A. Böhmer im Gespräch mit Arnold Maxwill, in: *Das Jesuitenschlößchen* (Anm. 1), S. 219-233, hier S. 224.

Das »Spaß-Machen« ist hier doppelt zu unterstreichen. Es färbt zweifelsohne auch auf den Leser/die Leserin ab. Böhmers Texte liest man meist mit einem Schmunzeln auf den Lippen. Man findet Gefallen an den sympathischen Underdogs, die dort ihre Aufwartung machen, an der bestens austarierten Balance zwischen Witz und Melancholie/Lakonie, an einer gehörigen Dosis Selbstironie, schlagfertigen Dialogen, einem Hang zum Kalauer, treffsicheren Pointen und am locker-flockigen Ton, der aller philosophisch-existentialistischer Schwere, die im Hintergrund immer mitschwingt, gleich den Wind aus den Segeln nimmt.

Als *Das Jesuitenschlöfchen* 1985 erschien, war Böhmer bereits mehrgleisig unterwegs. Als Herausgeber wandelte er auf den Spuren seiner philosophischen und literarischen Hausgötter, deren Zahl sich im Laufe der Jahre beträchtlich vermehrte. Zunächst war *Arthur Schopenhauer, Kopfverderber. Über die Universitäts-Philosophie und ihre Professoren* (1982) erschienen, gefolgt von einer Neuausgabe von Annette von Droste-Hülshoffs unveröffentlichtem Romanfragment *Bei uns zulande auf dem Lande* (1983). 1987 kam ein *Schopenhauer-Brevier* und ein Eichendorff-Lesebuch (*Von versunkenen schönen Tagen*) hinzu sowie ein Kompendium, das den weiten Horizont des Böhmer'schen Lektüreuniversums andeutet: *Leben ist immer – lebensgefährlich. Sinngedichte aus fünf Jahrhunderten* (1990), das, Jahre später, mit *Leben ist immer – lebensgefährlich. Einsichten ins Unvermeidliche* (2019) eine Fortsetzung erfuhr.

Parallel arbeitete Böhmer für den Rundfunk. In *Seltsam schlummerndes Land* (1984) beschäftigte er sich erneut mit der Droste. In den nächsten Jahren kamen in großer Zahl Hörspiele und Features hinzu, die das Gebiet des »Lebensphilosophischen« streiften und den erwähnten Lieblingsfiguren (allen voran Schopenhauer) die Referenz erwiesen.

Aber auch ein weiteres, neues Schaffensgebiet ist zu erwähnen, der Krimi, der zum Gegenstand weiterer Hörspiele wurde (siehe die Bibliografie im Anhang dieses Lesebuchs).

Böhmers Produktivität war und ist ungemein und weit verzweigt. Seine mehr oder weniger launigen Porträts aus den *Sternstunden der Philosophie* und *Sternstunden der Literatur* erlangten einen gewissen Klassikerstatus und brachten es auf mehrere Auflagen. Neben den philosophischen Säulenheiligen Schopenhauer und Nietzsche stehen auf Seiten der Literatur Eichendorff, die Droste, Brentano, Karl Philipp Moritz, Rilke und Hölderlin obenan, denen sich Böhmer in immer neuen medialen Variationen zuwandte. Aber auch an Goethe komme man – mit wachsendem Alter – kaum vorbei, wie Böhmer einräumt. Im Jubiläumsjahr 1999 legte er gleich mehrere Romane (*Der junge Goethe*, *Weimarer Wahn* und *Goethe & Lili*) über den ›Olympier‹ vor, dessen Distinguiertheit ihn lange Zeit abgeschreckt hatte. Die genannten Autoren stellten jedoch, wie er in einem Interview einräumte, keine »Geschlossene Gesellschaft«⁴ dar, es kämen »bei guter Tagesform« neue Gäste hinzu, mit denen sich weitere anregende Gespräche führen ließen. Er spricht hier von einer »Party«, zu der er seine »alten Kumpel«⁵ gern hinzubitte. Wenn er die Geister, die er gerufen habe, aussperre, rurmorten sie vor der Tür, sodass er sie, ohne dass sie ihn groß bitten müssten, wieder reinlasse. »Ein Autor hält sich, ähnlich wie erfolglose Politiker, auch einen Stab von Beratern und Einflüsterern«, so Böhmer weiter.⁶

Für Böhmer gibt es im Leben seiner philosophischen oder literarischen ‚Klienten‘ einen neuralgischen Punkt, eine

⁴ *Böhmer'sche Dörfer. Ein Gespräch mit dem Autor* [Otto A. Böhmer], in: Otto A. Böhmer: *Immer nach Hause*. Köln/Münster 2014, S. 128-134, hier S. 130.

⁵ Ebd., S. 129.

⁶ Ebd.

Art ›Erweckungserlebnis‹, das über den weiteren künstlerischen Werdegang der Philosoph:innen und Autor:innen entscheide. Diesen Wendepunkten (seien es persönliche Glanzstunden, Schreibblockaden, äußere Umstände oder auch Augenblicke der Transzendenz) schenkte er – seit *Holzwege. Ein Philosophen-Kabinett* (1991) – seine besondere Aufmerksamkeit. Für das vorliegende Lesebuch wurden Essays über Schopenhauer, Kafka und – wegen des regionalen Bezugs – über die Droste ausgewählt. Sie stehen hier Pars pro Toto.

Böhmers thematische Bandbreite ist, wie angedeutet, allumfassend. Im *Lexikon der Dichter* (2004) stellt er beispielsweise 82 Lebensläufe von Roswitha von Gandersheim (935-980) bis Peter Handke (geb. 1942) vor. Ein ebenso komplexes philosophisches Nebenprodukt war sein Kommentar zu Jostein Gaarders *Softes Welt* mit dem Titel *Softes Lexikon* (1997), der in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde.

Hinter alledem steckt nicht nur nimmermüde Lust an Entdeckungen, sondern auch ein Höchstmaß an handwerklicher Arbeit. Genaues Exzerpieren und Zitieren gehört zum festen Repertoire der Böhmer'schen Abhandlungen. Er rekurriert dabei nicht nur auf literarische Werke, sondern auch auf Briefe, Tagebuchnotizen und Umkreismaterial. Wobei sein Fokus stets auf die menschliche Seite der Porträtierten gerichtet ist. Für Böhmer sind die Heroen des Geistes keine unnahbaren, unantastbaren Götter, sondern Personen mit ›ganz normalen‹ menschlichen Stärken und Schwächen. Eine solche Dichterseelenkunde folgt der Maxime des Autors: »Das Erhabene und das Lächerliche liegen nah beieinander.«⁷ Böhmer habe, wie es einmal hieß, die philosophische Welt auf ihre »menschlich-trivialen Konstanten hin durchsiebt« und

⁷ Autorengespräch Arnold Maxwill (Anm. 1), S. 229.

dabei seine »Lust an der Hinterlist und gut dosierter Fabulierfreude« eifrig sprießen lassen. Und das alles ohne jede akademische Attitüde, möchte man ergänzen.

Mein Glück oder Unglück scheint es zu sein, daß ich am Gravitätischen auch immer das Lachhafte mit sehe; ich spiegele den Ernst des Lebens ab wie einer, der nichts ernstnehmen will und dafür Strafe einzufahren hat. Für das Lesepublikum ist das nicht immer einfach; manch einer denkt vielleicht: Ja, was denn nun? Ist er Witzbold oder verhinderter Prediger oder Philosoph nach Hausmacherart? Tut mir leid, aber jeder schreibt halt nur so, wie er schreiben kann ...⁸

Auch im Roman *Der Hammer des Herrn* (1994, siehe Seite 51-62 dieses Lesebuchs) bringt ein singulärer Vorfall den erzählerischen Stein ins Rollen. Er ereignete sich im Januar 1889, als Friedrich Nietzsche auf dem Marktplatz in Turin einen Menschenauflauf verursachte. Kichernd, johlend und fluchend wirft er sich einem Pferd um den Hals, das zuvor von seinem Kutscher mit Peitschenhieben traktiert worden war. Worauf der Kutscher erneut die Peitsche ansetzt und nicht nur das Pferd, sondern nun auch den vermeintlichen Tierschützer mit Hieben traktiert. Bald darauf wird Nietzsche in die psychiatrische Klinik in Basel eingeliefert, später dann nach Jena überführt. Wie verrückt aber ist Nietzsche wirklich und wo scheint er nur zu simulieren, um der Welt seine Verachtung und seinen Zorn entgegenzuschmettern? Böhmers Roman reiht Episoden aus Nietzsches letzter Lebensphase zusammen und collagiert sie mit Rückblicken auf frühere Lebensphasen, in denen seine Liebe zu Eleonore Wiehl eine besondere Rolle spielt. Böhmer lässt es dabei in der Schwebe, ob es

⁸ Autorengespräch Gödden (Anm. 3), S. 129.

sich um reale Szenen handelt, erdachte oder ob diese bereits der Erinnerung des umnachteten Nietzsche entspringen. Den Titel »Hammer des Herrn« hatte sich Nietzsche in seinen letzten Lebensjahren selbst zugelegt, nebst einer Reihe weiterer Ehrentitel wie »Kaiser und König«, »Landedelmann«, »treuer Ritter«, »bestialischer Held«, »regierendes Tier«, »Gottes gefälliger Schützenbruder« etc. Verbürgt ist dies durch ein ärztliches Bulletin, aus dem Böhmer ausführlich zitiert. Ein authentisches Zeugnis? Zumindest ein halbauthentisches, denn nichts von dem, was Böhmer in seinem Roman an Details und Insiderkenntnis ausbreitet, ist völlig frei erfunden – allenfalls hinzu- und zu Ende gesponnen.

Und eben dieses Mehr, dieser zugestandene Spielraum der Fantasie, macht den Roman zu einer teilweise amüsanten, teilweise aber auch erschütternden Lektüre, denn Nietzsche wurde in seinen letzten Lebensjahren übel mitgespielt. An solchen Stellen verstummt auch der ansonsten üppig wuchernde Böhmer'sche Humor und Übermut. Nietzsche war nicht mehr der irrwitzige Kobold, der eine ganze Anstalt auf Trab brachte; nicht mehr derjenige, der sich in majestätischen und affektierten Posen gefiel, gestikuliert und »grimassierte«, der sich für den großartigen Empfang bedankte, den man ihm allenthalben in der Psychiatrie bereitet habe; der seine Mitpatienten als Legationsräte bezeichnete und diese wiederum zu seinen Dienern erklärte. Nein, zuletzt ist Nietzsche nicht mehr als ein in sich zusammengefallenes Häufchen Elend, zugrunde gerichtet von den penetranten Liebkosungen seiner Mutter, vor allem aber vom Geschäftssinn seiner Schwester Elisabeth, die nichts anderes im Sinn hat, als Nietzsches philosophisches Werk zu kapitalisieren. Und so endet Nietzsche schließlich, an seiner letzten Lebensstation angekommen, dem Haus Silberblick in Weimar, trotz Werkausgabe, Nietzsche-Archiv und kleinem Nietzsche-Museum als ein Niemand, als armer Hund, dem nun

auch die Kraft fehlt, sich weiterhin selbst im Wege zu stehen.

In der Süddeutschen Zeitung hieß es über den Roman: «Otto A. Böhmer ist etwas ganz anderes, Eigenes geglückt: Ein Roman von einem buchstäblich irrwitzigen Humor, der von der philosophischen Hanswurstiade bis zur Psychiatrie-Satire alle erdenklichen Register zieht: ein besseres Satyrspiel zu den seriösen oder auch weniger seriösen Texten, mit denen uns die Nietzsche-Experten aller Länder zu Nietzsches 150. Geburtstag erfreut haben, lässt sich schwerlich denken...»⁹ Die FAZ ergänzte: »Wo es burlesk oder grotesk zugeht, entfaltet Böhmer seine akribisch exakte und sprachlich brillante Schilderkunst... Hier kann er gegen Nietzsches Übermenschlichkeitspathos seinen ›Ecce Homo‹ stellen, die ganze Erbärmlichkeit, Komik und Tragik des Schmerzensmannes ...«¹⁰

Die Gedichte aus *Immer nach Hause* (2004) beleuchten eine weniger bekannte Seite des Autors. Obwohl seine Lyrik prozentual nur einen geringen Teil seines Œuvres ausmacht, misst ihr der Autor eine wichtige Bedeutung bei.

Sie suggeriert mir größere Aussagemöglichkeiten, ein unverzichtbares Mehr an Poesie, auch: die Nachklänge des Lebens selbst, wie es sich, von der Vergangenheit her und unter wissender Aussparung der Gegenwart, gefühlsselig (gefühlstraurig) zur Zukunft hin entwirft, die dann an das ihr bestimmte Ende gelangt ... In der Lyrik, so scheint es mir, bin ich freier; ich kann mich in einem Wiedergabefeld bewegen, das unkonstruiert ist und somit dem inneren Bezirk, der Stimmenvielfalt entspricht, aus der jeder einzelne lebt.¹¹

⁹ Aus der Verlagswerbung.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Autorengespräch Gödden (Anm. 3), S. 128.

Er arbeite dabei nicht gezielt auf eine Publikation hin, sondern warte, ganz à la Rilke, auf »die Stimmen, die da kommen sollen«. ¹² Die Lyrik sei für ihn eine Gattung abseits des »hiesigen Geschäftsbetriebs«, inspiriert von »geheimem Trost und Einverständnis«.

Größer könnte der Kontrast kaum sein. In der Chronologie des Lesebuchs folgen auf die kontemplativen Gedichte Episoden aus dem Leben Rafael Klugmanns, eines ziemlichlichen Raubeins (*Wenn die Eintracht spielt*, 2007). Er hat sich, begünstigt durch eine Erbschaft, auf einem Künstlerhof eingekauft und pöbelt nun, politisch höchst unkorrekt, gegen die dortigen Musik-Stipendiaten. Er nervt die anderen aber auch durch seine unkonventionelle Kleidung: In Klugmanns Schrank hängen die Trikots aller Lizenzspieler des damals aktuellen Eintracht-Frankfurt-Profilikers. Zudem trägt er eine Eintracht-Kappe auf dem Kopf und stets andere Eintracht-Trikots. So zeigt er sich im Dorf und in der nahen Kreisstadt Lüchow, wo er bei der Psychotherapeutin Dr. Caroline Jaga in Behandlung ist. Er liebt sie, obwohl er sich von der Liebe schon vor Jahren verabschiedet hat ...

Einmal mehr erweist sich Böhmer als Meister der Situationskomik und kurzgeraspelter Dialoge. Überdies outet sich der poeta doctus als beinhardter Fußballfan, der in seiner Heimatzeitung eine eigene Kolumne mit seinen Einlassungen zum Thema Fußball bestritt. Dabei macht der Spott auch vor der eigenen Person nicht halt. In einer seiner Kolumnen berichtete Böhmer fiktiv davon, dass er die Schreiberei an den Nagel gehängt habe. Ein Schriftsteller, der, wie er, in die Jahre gekommen sei und mit dessen Büchern es rapide bergab gehe, sei für die heutige Gesellschaft nicht mehr tragbar. So denke auch das Arbeitsamt, das ihn als schwer vermittelbar eingestuft habe. Er habe deshalb die hehre Kunst an den Nagel gehängt und sich

¹² Ebd.

einen ordentlichen Beruf gesucht, den eines Kneipers an der Ecke. Da gäbe es, anders als im ruinösen Buchgeschäft, zumindest gelegentlich noch ehrliche Menschen, mit denen man gern ein Plauderstündchen halte ...

Die folgenden Lesebuchauszüge widmen sich wieder dem philosophischen Metier. Im Kierkegaard-Roman *Reif für die Ewigkeit* (2013) stellt er Leben und Werk des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard unter dem Aspekt der Selbstfindung vor. Für Kierkegaard war, im 19. Jahrhundert, die Selbsterfahrung ein schmerzhaftes Ringen, oft verbunden mit der Auseinandersetzung mit Widersachern, die ihn freilich nicht ernst und kaum zur Kenntnis nahmen. Für Böhmer brachte Kierkegaard die Selbstreflexion auf einen bis heute fast unerreichten Stand, der die stille Verzweiflung ebenso kannte wie die ausufernde Freude. Lebensgeschichte und Philosophie – hier eher anspruchsvoll serviert, aber wie immer bei Böhmer ein sprachlicher Genuss und eine gedankliche Herausforderung.

Frei nach Schopenhauer (2018) ist hingegen wieder im hochkomischen Metier angesiedelt. Der Romanheld Egidius Fitzroy kämpft nicht nur gegen die eigene Wohlbeibtheit und den inneren Schweinhund, wenn es darum geht, der Leibesfülle endlich beizukommen, sondern auch gegen die allgemeine Verblödung. Er ist seines Zeichens ein, wie es heißt, »freischaffender, ja freischwebender« Philosoph und »Bestsellerautor a.D.«, der in seiner philosophischen Praxis Menschen berät, die sich mit Sinnfragen und Lebensproblemen herumplagen. Auch brieflich ist er stets zu Diensten. Seine Handlungsmaximen bezieht er dabei mit Vorliebe aus der bekanntermaßen grundpessimistischen Schopenhauer'schen Philosophie. Soweit so gut, doch dann muss Fitzroy seinen angestammten Wohnsitz in Frankfurt verlassen, da ihn die Internationale

Schopenhauergesellschaft zur Bewährung auf ein Kreuzfahrtschiff schickt. Für Fitzroy beginnt ein neuer Lebensabschnitt.

Schließlich *Auf das, was da noch war* (2021), ein weiterer Nietzsche-Roman. Ein Filmemacher folgt den Lebensspuren des Philosophen im Jahr 1875. Doch ausgerechnet der für Nietzsche so wichtige Ort Sils-Maria im oberen Engadin wird vom Filmteam entgegen früheren Planungen nicht besucht. Dem Produzenten ist die Lust an dem Projekt abhandengekommen, auch weil ein bis dahin unbekannter Schauspieler den Philosophen verkörpert. Ein weiteres Opfer ist die Cutterin, die ein Jahr ihres Lebens mit dem Projekt vergeudet. Bei der Vorführung wird der Produzent fast wahnsinnig, sorgt aber dann dafür, dass der Regisseur abgeführt und in eine Heilanstalt eingewiesen wird. Dort wird auch der erfolglose Schriftsteller Rafael Klugmann behandelt, den wir schon aus dem Eintracht-Frankfurt-Roman kennen. Sein Ruhm ist in der Öffentlichkeit längst verblasst. Er fußte auf einem Nietzsche-Roman mit dem Titel *Nachts ist es kälter als draußen*. Auch im weiteren Roman geht einiges durcheinander. Es erwischt nun auch den Erzähler, der ebenfalls in eine Heilanstalt eingewiesen wird. Dort teilt er sich das Zimmer mit einem in der Ecke sitzenden koboldhaften Nietzsche, der zu allem, was er tut und sagt, seine ironischen Kommentare abgibt. »Handelt es sich bei dem Werk überhaupt um einen Roman?«, fragte sich der Rezensent Günter Rinke,¹³ und führt weiter aus: »Wer eine chronologisch durcherzählte Geschichte mit überschaubarem Plot erwartet, kann das Buch getrost ungelesen weglegen oder sich an der schönen Aufmachung erfreuen.« Dennoch findet

¹³ Vgl. hier wie für das Folgende: Günter Rinke: *Nietzsche als Weggefährte*. In seinem Roman *Auf das, was noch war begibt sich Otto A. Böhmmer in Grenzregionen der Philosophie*. Vgl.: <https://literaturkritik.de/boehmer-auf-das-was-noch-war,28529.html>.

er Gefallen an der mit langen essayistischen Zitaten gespickten Textcollage, deren Witz, Sprachgewalt und unangestregten Ton er lobt. Dabei geht es nicht nur um Nietzsches Philosophie und ihre Nachwirkungen, sondern auch um Kierkegaard, Hölderlin, autobiographisches Erzählen in der neueren Literatur (Marcel Proust, Nabokov, John Updike, Martin Walser) und nicht zuletzt um Eichendorff. Vergnüglich werde die Lektüre durch die (Selbst)Ironie des Autors. So bezichtigt sich der Ich-Erzähler, »[d]ie schlechteste Promotion aller Zeiten, ungelogen« abgeliefert zu haben. Danach sei man wahnsinnig froh gewesen, ihn loszuwerden. Thema der Promotion war Johann Gottlieb Fichte. Wir ahnen es bereits: Auch Böhmer wurde seinerzeit über Fichte promoviert. Und der eigene Standpunkt? Mit dem hält der Autor nicht hinter dem Berg. In *Der Hammer des Herrn* wird das Dasein als »Normale Veranstaltung mit normalem Unterhaltungswert«¹⁴ beschrieben. Im Interview mit Arnold Maxwill hat Böhmer dies weiter ausgeführt. Er habe gegen Normalität nichts einzuwenden, es gelte, das Beste daraus zu machen, Überraschungen inklusive. Man wisse die Normalität erst dann adäquat zu schätzen, »wenn die gewohnten Strukturen um einen herum brüchig werden oder gar kollabieren, von Krankheiten und persönlichen Verlusten ganz zu schweigen.«¹⁵ Das Leben müsse trotz allem durchgestanden werden, »nicht zuletzt, weil es schön und einzigartig und vermutlich so nicht zu wiederholen ist – da kommt Stimmung auf, die bei mir gerne, sehr gerne wehmütig grundiert ist. Anfang und Ende liegen nur eine bemessene Wegstrecke voneinander entfernt.«¹⁶ Und da sind ja auch noch jene vom Autor viel beschworenen seltenen Momente zwischen Tag und Traum: »Als ob man

¹⁴ Vgl. Autorengespräch Maxwill (Anm. 1), S. 229f.

¹⁵ Ebd., S. 230.

¹⁶ Ebd. 224.

wirklich von seinem Leben erzählen könnte, vom sanften Schmerz der Orientierung, von den Ängsten, den verschachtelten Träumen, der Müdigkeit, von der langanhaltenden Sehnsucht. Vom Wunsch zu bleiben und vom Wunsch zu fliehen.«¹⁷

Und noch ein weiterer Faktor kommt ins Spiel, die Anhänglichkeit an eine Region, in der der Autor aufwuchs, die ihn mitprägte und die er auch deshalb wiederholt in seinen Romanen aufscheinen ließ. In *Das Jesuitenschlößchen* legt Böhmer Bernd Hölzenbein das folgende autobiografische Bekenntnis über seine Herkunft in den Mund:

Auf den Wiesen spielten wir Fußball, Kuhfladen dienten als Markierung der Tore. Durch dünne Wäldchen sahen wir hinaus zum Himmel. Gräben und Felder, dicke fette Höfe, schweigsame Menschen. Wer mehr als drei Sätze am Tag sagt, die Nacht zählt nicht, gilt als Plaudertasche. Nieder mit den Schwatzbrüdern. Mutig wie ich war, ging ich vom Münsterland direkt nach Münster.¹⁸

Auf die Frage, ob er im Nachhinein mit der Provinz hadere, entgegnete Böhmer:

Rachegefühle an der Provinz kenne ich nicht, ich habe mich selbst immer als provinziell empfunden, das hatte bei mir eigentlich nie einen abwertenden Klang. In die großen Städte hat es mich nicht gedrängt, außer zu erweiterten Wochenendreisen im Sparangebot. Das war dann meist ganz schön, das Urbane hat auch was, zugegeben. Westfalen, genauer: das Münsterland, noch genauer: Warendorf sehe ich bis auf den heutigen Tag als meine Heimat an, obwohl ich in Rothenburg ob der

¹⁷ *Das Jesuitenschlößchen*, Neuausgabe 2014, S. 21.

¹⁸ Autorengespräch Maxwill (Anm. 1), S. 226.

Tauber geboren bin und seit Langem im Hessischen hause, wo es uns auch gefällt. Insofern sind die literarischen Exkursionen zurück ins Westfälische bedacht gesetzt und lösen, hoffentlich nicht nur beim Autor, heimatliche Gefühle aus. Die andere Landschaft meines nostalgischen Wohlbehagens ist der Schwarzwald, im Besonderen das nicht so bekannte Hochtal von Saig; auch von dort sind Bilder abrufbar, die in, in leichten Variationen, der unerschrockenen Wiederverwendung harren.¹⁹

Nur wenige andere deutsche Autoren verstehen es, derart anspielungsreich und sprachlich hochversiert zu unterhalten, Alltägliches, Philosophisches und Abgründiges, hohe Töne und Allerweltsjargon auf so originelle Art und Weise miteinander zu verbinden wie Otto A. Böhmer. Er darf ohne Zweifel zu den großen Humoristen und Stilisten der deutschen Literatur gezählt werden. Hier ein kleiner Potpourri der Stimmen über den Autor:

Otto A. Böhmer hat bisher mit jedem seiner Romane eine neue Probe seiner außerordentlichen literarischen Begabung bewiesen. Er gehört zu der hierzulande nicht besonders verbreiteten Art des Humoristen. Abseits der großen Strömungen hat er sein Talent entwickelt und reifen lassen. Dabei halten seine Texte Abstand zu dem schenkelklopfenden Getue der Comedians. Er spricht in einem fast fontaneschen Ton, der aber nichts Überholtes, Ausgedientes hat, sondern die Gegenwart auslegt und deutet, ohne sich über sie oder seine Figuren lustig zu machen. In Böhmers Texten klingt alles neu und unverbraucht, sorgfältig wahrgenommen, elegant durchdacht. Böhmer gehört zu den wenigen Autoren, die, selbst wenn sie über das Wetter sprechen, bislang

¹⁹ Ebd., S. 227.

Unerhörtes sagen und Entdeckungen machen.
(Deutschlandradio)

Und alles ist da: Anmut, Grazie und heiterer Glanz, Mondenschein und Maienlüfte, Liebes- und Weltenschwermut, Wahn und Witz hier, und da das Denken, das seine einseitige Unterwerfung unter die Realität vollzieht mitsamt den öden Konsequenzen. Aber dann erbarmt sich der Autor, rettet uns Leser in den gesammelten Überschuß romantischer Sehnsucht und stiftet so kleine Areale zum Zwecke einer Wieder-Verzauberung der sarkastisch-abgeklärten Art ... (WDR)

Wundersam leichte Wehmut und doppelbödige Heiterkeit durchziehen Otto A. Böhmers Prosa, die dem Leser intellektuelles Vergnügen und anrührende Herzenswärme zugleich verschaffen; was für ein kunstvolles Arrangement ... (ORF)

Böhmer schreibt (...) in einem verführerisch süffigen Stil, altertümliche Eleganz mit modernem Schwung vortragend, visionär-psychologisch, schelmisch-interpretatorisch, begriffssicher aus einem üppigen Bildungsfundus erinnerungsbunte Deutungen ziehend ... (Wiener Zeitung)

Otto A. Böhmer brilliert mit lakonischen Formulierungen, mit starken Bildern, die bleiben. (Die Weltwoche, Zürich)

Böhmer beherrscht die Klaviatur der fiesen Ironie und leise zersetzenden Irritation ... Seine Helden starten als Loser, als tragikomische Opfer und Marionetten des Wahns ..., der sich weiter und weiter dreht, beinahe bis

ins Luzide, und plötzlich umkippt, ja um so vergnüglicher und listiger klingt, je aussichtsloser und verzweifelter die Lage scheint ... (Süddeutsche Zeitung)

Wo es burlesk oder grotesk zugeht, entfaltet Böhmer seine akribisch exakte und sprachlich brillante Schilderungskunst ... (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Böhmer liefert uns einen dezenten, jedoch unüberhörbaren Appell, um der Höhenflüge willen, zu denen die Menschen grundsätzlich und nicht-exklusiv fähig sind, den grauen, gesunden Menschenverstand zeitweilig außer acht zu lassen, das Scheitern nicht zu fürchten, für Sekunden oder Stunden die potentiellen Dimensionen von Seele, Geist, Gemüt auszukosten ... Diese Sekundenrückungen, denen sich wesentlich der Sonderfall, die Inspiration des Kunstwerks verdankt, fehlen in keinem von Böhmers Büchern, denn als Augenblickserscheinung gehören sie zu unser aller menschlichen Natur, als knapp bemessenes Fest und vorübergehende Vollendung unserer irdischen Möglichkeiten ... (Brigitte Kronauer in ihrer Laudatio anlässlich der Verleihung des Erich-Fried-Preises an Böhmer 2001)

In der deutschen Literaturlandschaft nimmt Böhmer trotz dieser Elogen eher einen Insider-Status ein. Mit diesem hat er sich aber gut arrangiert: »Als randständiger Autor kann ich mich aber nicht beklagen; ich bin noch immer mit dabei, und mit der Aufmerksamkeit, die einem zuteilwird, ist es nicht unbedingt schlechter geworden.«²⁰ Mit dem heutigen Literaturbetrieb kann und will er wenig anfangen.

²⁰ Ebd., S. 232.

Was den sogenannten Buchmarkt angeht, so nehme ich den Mitteilungsdrang prominenter Zeitgenossen nicht mehr sehr amüsiert zur Kenntnis, auch nicht, daß noch immer Bücher erscheinen, die von belletristischen Designern stammen, die ihre Botschaft von den Zeitgeist-Agenturen abkaufen und bereitwillig als Früchte eigenen Nachdenkens ausgeben ... Ökonomisch gesehen bindet das jenes Interessenkapital, das bis vor kurzem noch, wenngleich schon in geschmälerter Form, der etwas anspruchsvolleren Literatur zugute kam ... Ich glaube zwar, daß die Schwatzsucht der Prominenten, auch die ihrer servilen Zuträger, nachlassen wird, notgedrungen; besser aber wird es deswegen nicht ...²¹

Doch auch für einen freien Schriftsteller wie Böhmer sind die Zeiten schwieriger geworden:

Es weht ein härterer, manchmal sogar ein arg frostiger Wind. Dennoch hilft es nicht, hinter dem Ofen hocken zu bleiben ... Man muß immer wieder ausrücken und den Leuten auf den Wecker gehen, was leider zur Folge hat, daß man sich selber, wiederkehrend, ebenfalls auf den Wecker geht. Ohne das vielzitierte Prinzip Hoffnung, das Ernst Bloch (er gehört übrigens auch zu meinem Beraterstab) anhaltend-listig in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeschmuggelt hat, würde es noch schwerer, ja; es wäre kaum auszuhalten.²²

Und es gibt ja auch noch eine anmutige Heiterkeit, die wie der Autor attestiert,

über die Jahre ihren Charme gehalten hat, ja bei passender Gelegenheit noch zuzulegen weiß. Mit ihr

²¹ Autorengespräch Gödden (Anm. 3), S. 131.

²² Ebd., S. 131f.

komme ich aus, auch wenn ihr Zuspruch gelegentlich etwas Bemühtes und Augenwischerisches hat. Außerdem gehen mir Leute, die chronisch schlecht gelaunt die guten alten Zeiten preisen, auf den Geist. Die guten alten Zeiten waren, soweit wir das beurteilen können, oft nur alt, aber nicht gut. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die über uns verhängte Gegenwart zu durchstehen, die manchmal auch ruhig mal gelobt werden darf. Letztlich haben wir nämlich, in stetig fortschreitender Momentaufnahme, nicht viel mehr als ebendiese Gegenwart.²³

²³ Autorengespräch Maxwell (Anm. 1), S. 232.

Bibliografie Otto A. Böhrer

Buchveröffentlichungen

Faktizität und Erkenntnisbegründung. Frankfurt a.M. 1979

Ein blasser Sommer, ein kühler Herbst, ein kalter Winter. Gedichte. Zürich: Classen Verlag 1981

Der Wunsch zu bleiben. Roman. Zürich: Classen Verlag 1983 und Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag 1985

Das Jesuitenschlößchen. Roman. München: List Verlag 1985 und Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag 1987

Vom jungen & vom ganz jungen Schopenhauer. Zürich: Classen Verlag 1987

Die Sichtbarkeit der Dinge. Gedichte. Baden-Baden: Elster Verlag 1990

Holzwege. Ein Philosophen-Kabinett. Baden-Baden: Elster Verlag 1991

Der Zauberer Luntmann. Gaggenau: Metz-Verlag 1991

Zeit des schönen Scheins. Essays. Eggingen: Edition Isele 1992

Sternstunden der Philosophie. München: C.H.Beck Verlag 1993 (2. Aufl. 1994, 3. Aufl. 1995, 4. Aufl. 1996, 5. Aufl. 2003) [Übersetzungen u.a.: Holland, China und Korea]

Der Hammer des Herrn. Roman. Frankfurt a.M.: Die Andere Bibliothek (Eichborn Verlag) 1994 u. München: btb 2000

Neue Sternstunden der Philosophie. München: C.H.Beck Verlag 1995 (2. Aufl. 1996)

Lady Rose. Roman. Leipzig: Reclam Verlag 1996

Sofies Lexikon. München: Hanser Verlag 1997 [Übersetzungen u.a.: England, Norwegen, Schweden, Dänemark, Spanien, Griechenland, Tschechien, Israel und China]

Als Schopenhauer ins Rutschen kam. Kleine Geschichten von großen Denkern. München: C.H. Beck Verlag 1997 (2. Aufl. 1998) [Übersetzungen u.a.: Holland, China u. Korea]

Fogerty. Roman. Leipzig: Reclam Verlag 1998

Der junge Herr Goethe. München: Knaus Verlag 1999 (München: btb 2001)

Weimarer Wahn. Roman. München: btb 1999

Wir Zauberlehrlinge (zusammen mit Paul Schallück). Warendorf: Verlag Schnell 2000

Sternstunden der Literatur. Von Dante bis Kafka. München: Verlag C.H. Beck 2003

Warum ich ein Schicksal bin. Das Leben des Friedrich Nietzsche. Leipzig: Reclam Verlag 2004

Lexikon der Dichter. München: Hanser Verlag 2004

Das verborgene Heimweh. Zug/Echterdingen: Die Graue Edition 2004

Immer nach Hause. Gedichte. Köln/Münster: Nyland 2004

Goethe. Sein Leben erzählt von Otto A. Böhmer. Zürich: Diogenes Verlag 2005

Schiller. Sein Leben erzählt von Otto A. Böhmer. Zürich: Diogenes Verlag 2005

Möglichst Heine. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2006

Heine. Sein Leben erzählt von Otto A. Böhmer. Zürich: Diogenes Verlag 2006

Der Zuwender. Roman. Bonn: Weidle Verlag 2006

Nietzsche. Sein Leben erzählt von Otto A. Böhmer. Zürich: Diogenes Verlag 2007

Eichendorff. Sein Leben erzählt von Otto A. Böhmer. Zürich: Diogenes Verlag 2007

Wenn die Eintracht spielt. Roman. Bonn: Weidle Verlag 2007

Schopenhauer oder Die Entdeckung der Altersweisheit. München: C.H. Beck Verlag 2010

Hegel & Hegel oder Der Geist des Weines. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2011

Schlafe, träume, flieg. Frankfurt a.M.: Edition Faust 2011

Wirkliches Leben und Literatur. Tübinger Poetik-Dozentur 2011 (zusammen mit Brigitte Kronauer). Künzelsau: Swiridoff Verlag 2011

Das Abenteuer der Inspiration. Porträts deutscher Dichter von Lessing bis Dürrenmatt. Zürich: Diogenes Verlag 2012

Nächster Halt Himmelreich. Roman. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2013

Reif für die Ewigkeit. Kierkegaard und die Kunst der Selbstfindung. München: Diederichs Verlag 2013

Calwer Frühling. Novelle. Frankfurt a.M.: Edition Faust 2014

Die Philosophie des Vormittags. München: Diederichs Verlag 2014

Das Jesuitenschlößchen. Roman (Neuausgabe). Bielefeld: Aisthesis Verlag 2014

Lichte Momente. Dichter und Denker von Platon bis Sloterdijk. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2018 [Übersetzung: China]

Frei nach Schopenhauer. Roman. Freiburg/Basel/Wien: Verlag Karl Alber im Herder Verlag 2018

Brüder im Geiste. Heidegger trifft Hölderlin. Freiburg/Basel/Wien: Verlag Karl Alber im Herder Verlag 2019

Reif für die Ewigkeit. Kierkegaard und das Lachen der Götter. Freiburg/Basel/Wien: Verlag Karl Alber im Herder Verlag 2021

Auf das, was da noch war. Roman. Stuttgart: Alfred Kröner 2021

Die halbe Wahrheit. Geschichten aus der Philosophiegeschichte. Stuttgart: Hirzel Verlag 2023

Hörbücher

Erprobtes Glück. Das Leben des Johann Wolfgang Goethe. Leipzig 2002: HörZeichen Verlag

Warum ich ein Schicksal bin. Das Leben des Friedrich Nietzsche. Leipzig 2003: HörZeichen Verlag

Sternstunden der Philosophie. Von Platon bis Heidegger. Grünwald 2003: Komplett-Media/C.H. Beck

Sternstunden der Literatur. Von Dante bis Kafka. Grünwald 2003: Komplett-Media/C.H. Beck

Als der Mensch Mensch war. Kant – Herder – Novalis. Leipzig 2004: HörZeichen Verlag

In der grossen Weltenuhr. Das Leben des Friedrich Schiller. Leipzig 2005: HörZeichen Verlag

Nichts als ein Dichter: Das Leben des Heinrich Heine. Leipzig 2006: HörZeichen Verlag

Herausgeber

Arthur Schopenhauer: Kopfverderber. Über die Universitäts-Philosophie und ihre Professoren. Frankfurt a.M.: Insel Verlag 1982

Annette von Droste-Hülshoff: Bei uns zulande auf dem Lande. Prosaskizzen. Frankfurt a.M.: Insel Verlag 1983

Vom Nutzen der Nachdenklichkeit. Ein Schopenhauer-Brevier. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1987

Von versunkenen schönen Tagen. Ein Eichendorff-Lesebuch. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1987

Leben ist immer – lebensgefährlich. Sinngedichte aus fünf Jahrhunderten. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1990

Denken mit Schopenhauer. Zürich: Diogenes Verlag 2007/2010

Leben ist immer – lebensgefährlich. Einsichten ins Unvermeidliche. Stuttgart: Reclam Verlag 2019

Übersetzungen

Dux Schneider, Bolkar. In den Bergen der Gelassenheit. Wiesbaden: F.A. Brockhaus 1982

Theaterstücke

Der Schwadronneur. Ein Spiel in vier Szenen. Frankfurt a.M.: Verlag Autorenagentur 1984

Das Jesuitenschloß. Riegel a.K.: Kumed 2006

Hörspiele/Hörstücke (Auswahl)

Seltsames schlummerndes Land. HR 1984

Schopenhauer. Schweizer Radio DRS 1988/Deutschlandfunk 1993

Des Tages müde, krank vom Licht. Schweizer Radio DRS 1992/Radio Bremen 1994/DeutschlandRadio 1994

So will es der Träumer. WDR/Radio Bremen 1992

Der Denker im Turm. Schweizer Radio DRS 1992

Die Abmachung. Krimi. WDR 1994

Das Haus der Seligen. Krimi. WDR 1995

Geschichten vom Zauberer Luntmann (7 Folgen). WDR 1995

Tod eines Führers. Krimi. WDR 1995

Tod eines Klienten. Krimi. Schweizer Radio DRS 1995

Hahnenkampf. Krimi. DRS 1995

Lohmeyers Ende. Krimi. WDR 1996

Das natürliche Licht. Descartes und der Traum vom Wissen. SWR 1996

In dieser reinsten Helle. Eine Landschaft und ihre Bewunderer. SWR 1997

Let it be oder Als die Träume noch wahr werden wollten. SWR 1997

Entweder – Oder. Kierkegaard und die Gottseite des Menschen. SWR 1997

Der letzte Kunde. Krimi. WDR 1997

Die Nächte mit Lenny. Krimi. WDR 1997

Wahnsinn. Nietzsches seltsamer Weg in den Ruhm. SWR 1998

Was bleibt aber, stiften die Dichter. Heidegger und Hölderlin: Eine Brüderschaft im Geiste. SWR 1999

Mit Fernen rühren wir uns an. Zwetajewa, Pasternak, Rilke: Ein Gespräch unter Dichtern. SWR 1999

Zündend fürs ganze Leben. Joseph von Eichendorffs Heidelberger Inspirationen. SWR 2000

Das Land, wo noch niemand war. Der Philosoph und Erzähler Ernst Bloch. SWR 2000

Wer bin ich und Wer sind Sie? Kleine Schule der Selbstfindung. WDR 2000

Der Geistesfürst. Wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel zum Philosophen wurde. SWR 2001

Die Achse des Bösen. WDR 2004

Jahressommer. WDR 2010

Hegels Hund. WDR 2020

Filme

Nah bei den Nachbarn. HR 1987

Schopenhauer. SWF/HR/BR 1988

Die Tagtraum-Therapie. Fernsehspiel. ZDF 1990

Ein Blick des Glücks. SWR 1991

Beschreibung eines Dorfes. SWR 1992

Jahre am See. SWR 1994
Das waren noch Zeiten. SWR 1995
Die tollkühnen Leute in ihren kleinen Verlagen. SWR 1995
Schöpferische Landschaft. Heidegger und die Heimat. SWR 1996
Von Büchern & Menschen. SWR 1996
Es wär' zu schön gewesen. SWR 1997
Die Zeit in uns. SWR 1998
In geheimer Mission. SWR 1998
In Feld und Wald und Tal. SWR 2000
Faden, Fuchs und Fingerhut. SWR 2003
(Magazinbeiträge; u.a. für »Literaturmagazin«/SWR; »Kulturkalender«/HR; »Lesezeichen«/BR; »aspekte«/ZDF)

Features (Auswahl)

Komm mit nach Indien nach dem Sonnenlande! Die deutsche Literatur und ihr Indien-Bild. HR 1986
Fleiß und Arbeit lob' ich nicht! Eine Theorie der Faulheit. HR 1987
Arthur Schopenhauer und das Geld. HR 1988/SWR 1993
Wittgenstein. NDR 1989
Vertagendes Denken: Theodor W. Adorno. HR 1989
Ein Herz frei von Wünschen. Aus dem Leben der Alexandra David-Néel. SFB 1990
Mit anderen Augen sehen. Radio Bremen 1990

Philosophische Schlüsselerlebnisse. 8 Folgen. DLF/SFB/
WDR/Radio Bremen 1990; NDR 1991

Zeit des schönen Scheins. 8 Folgen. DLF/Radio Bremen
1991

Der Mensch als Exzentriker. Radio Bremen 1992

Die Poesien des Herrn Brentano. Deutschlandfunk 1992

Was soll man da machen. Ein Lehrstück für die lesenden
Stände. SWR 1992

Auf nichts ist Verlaß. WDR 1992

Philosophische Schlüsselerlebnisse. Zweite Staffel. 8 Fol-
gen. NDR 1993

Der Mensch ist wie das Vieh. Das Leben und Sterben des
Dichters Karl Philipp Moritz. Deutschlandfunk 1993

In der Helle des Mittags. HR 1994

Der unwissende Philosoph. DeutschlandRadio 1994

Philosophische Schlüsselerlebnisse. Dritte Staffel. 12 Fol-
gen. NDR/Radio Bremen 1995

Das kleine Ich (1). Was der Mensch von sich weiß. WDR
1997

Lob der Gelassenheit. WDR 1997

Das kleine Ich (2). Wie der Mensch sich so fühlt. WDR
1998/SWR 1998

Was ist aus uns geworden. DeutschlandRadio 1998

Geld allein ist das Gute. MDR/DeutschlandRadio 1998

Das waren noch Zeiten. Eine Vergangenheits-Verklärung.
DeutschlandRadio 1998

Gedächtnisbilder. Die Literatur und die Erinnerung.
SWR 1998

Erprobtes Glück. Das Leben des Johann Wolfgang Goethe. 5 Folgen. MDR 1999

Vom Nutzen und Nachteil des Selbstbewußtseins. Bayerischer Rundfunk 1999

Für alle Fälle Fritz. Nietzsches Weg in den Ruhm. WDR/BR 2000

Warum ich ein Schicksal bin. Das Leben des Friedrich Nietzsche. 5 Folgen. MDR 2000

Wer bin ich und wer sind Sie? Kleine Schule der Selbstfindung. WDR 2000

Mehr als die Tiefgelehrten wissen. Das Leben des Novalis. 2 Folgen. MDR 2001

Mit anderen Augen sehen. Die Schriftstellerin Brigitte Kronauer. SWR 2001

Das Grab auf meinen Wangen. Dichter als Hypochonder. BR/HR 2001

Kleine Schule der Selbstfindung. 3 Folgen. MDR 2001

Daß ihn der Teufel hole. Der Dichter und Philosoph Diderot. SWR 2001

Das Abenteuer der Inspiration. 11 Folgen. Bayerischer Rundfunk 2002/03

Zurück zur Natur! Welche Natur? Hessischer Rundfunk 2003

Als der Mensch Mensch war. Das Leben des Johann Gottfried Herder. 2 Folgen. MDR 2003

Adorno. NDR 2003

Du kannst, denn du sollst. Das Leben des Immanuel Kant. MDR/HR 2004

An einem fremden fernen Ort. Auf der Suche nach der Seele. NDR 2004

In der großen Weltenuhr. Das Leben des Friedrich Schiller. 5 Folgen. MDR 2005

Brigitte Kronauer: Ein Portrait. Bayerischer Rundfunk/MDR 2005

Ein stilles Heiligtum. Die Macht der Erinnerung. NDR 2006

Knipser, Brecher, Eisenfuß. Intellektuelle und der Fußball. Bayerischer Rundfunk 2006/2008

Nichts als ein Dichter: Das Leben des Heinrich Heine. 5 Folgen. MDR 2006

Es ist, wie es ist. Wie Hegel zum Philosophen wurde. WDR 2007

Das Lachen will ich überlassen/ den minder hochbegabten Klassen. Die Philosophen und der Humor. NDR 2008

Zahlreiche Beiträge in Anthologien und Zeitungen/Zeitschriften (u.a. in: Wiener Zeitung; Die Zeit; Frankfurter Rundschau; Basler Zeitung; Süddeutsche Zeitung; Frankfurter Allgemeine; Merkur; Akzente).

Textnachweise

Aus *Das Jesuitenschlößchen*. Zitiert nach der Neuausgabe Bielefeld 2014, S. 7-17, 62-68 – Aus *Zeit des schönen Scheins Essays*. Eggingen: Edition Isele 1992, S. 52-66 – Aus *Sternstunden der Philosophie*. München: C.H.Beck. Zitiert nach der 5. Aufl. 2003, S. 95-108 – Aus »Der Hammer des Herrn« (1994), S. 9-10 – Aus *Sternstunden der Literatur. Von Dante bis Kafka*. München: Verlag C.H. Beck 2003, 12-19 – Aus *Immer nach Hause. Gedichte*. Köln: Nyland-Stiftung 2004, S. 19, 23, 40, 47, 51, 59, 69, 87 – Aus *Wenn die Eintracht spielt*. Roman. Bonn: Weidle Verlag 2007, S. 28-34, 35-40 – Aus *Reif für die Ewigkeit. Kierkegaard und die Kunst der Selbstfindung*. München: Diederichs Verlag 2013, S. 53-58 – Aus *Frei nach Schopenhauer. Roman*. Freiburg/Basel/Wien: Verlag Karl Alber im Herder Verlag 2018, S. 13-38, 91-97 – Aus: *Auf das, was noch war*. Roman. Stuttgart: Alfred Kröner 2021, S. 11-19; 36-43

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116). ■ Michael Roes (Bd. 117).